

VERTHEIDIGUNG
DEUTSCHER KLASSIKER

GEGEN NEUERE ANGRIFFE.

EIN BEITRAG

ZUR LITERATURGESCHICHTE DES 18. UND 19. JAHRHÜNDERTS

VON

AUGUST BODEN.

ERLANGEN, 1869.

VERLAG VON EDUARD BESOLD.

H. lit. F. 61 75

Boden

VERTHEIDIGUNG
DEUTSCHER KLASSIKER

GEGEN NEUERE ANGRIFFE.

EIN BEITRAG

ZUR LITERATURGESCHICHTE DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS

VON

AUGUST BODEN.

ERLANGEN, 1869.

VERLAG VON EDUARD BESOLD.

10. A

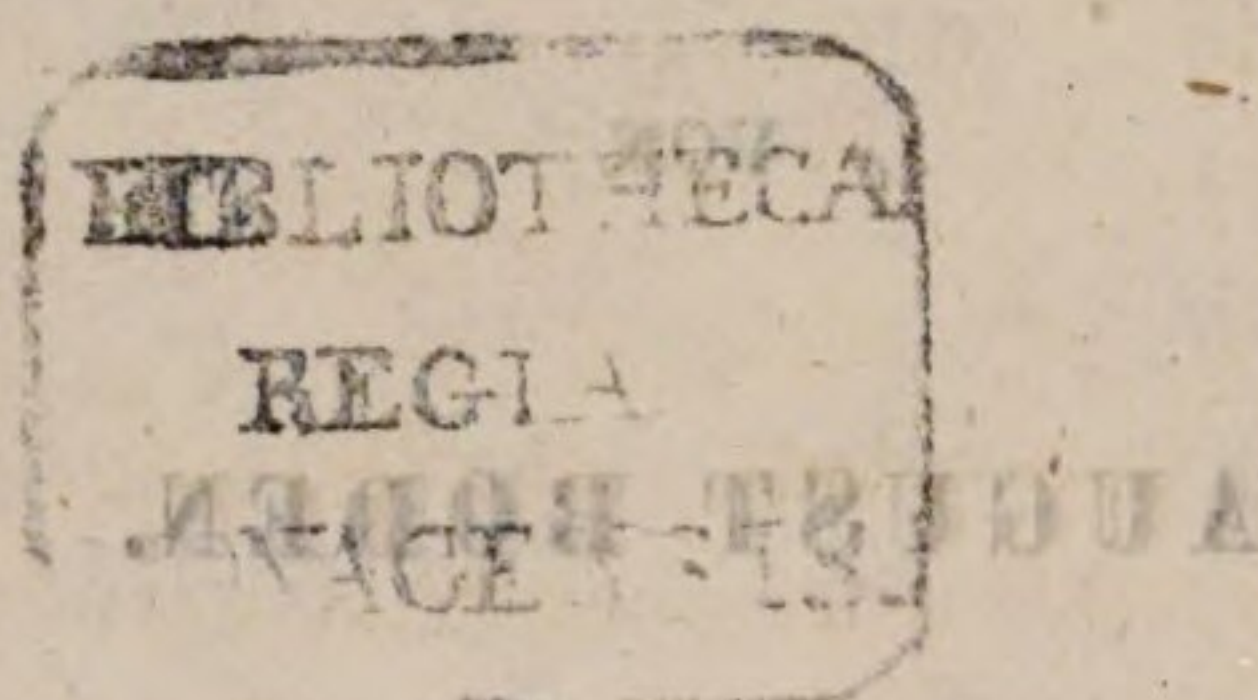
VERTEIDIGUNG

DEUTSCHER KLASSIKER

GEGEN NEUERE ANGRIFFE

EIN BEITRAG

ZUR LITERATURGESCHICHTE DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS



Druck von E. Th. Jacob in Erlangen.

ERLANGEN, 1881.

VERLAG VON EDUARD BROSCH.

Vorrede.

Dieser kleinen, gegen den Hrn. Wolfgang Menzel gerichteten Schrift liegt eine frühere zu Grunde welche hier, sorgfältig durchgesehen und dem Inhalte wie der Form *) nach so verändert und verbessert wiedererscheint, dass sie fast als eine neue Arbeit betrachtet werden kann.

Sie handelt im Zusammenhange und nach Gesichtspunkten, die, wie es scheint, immer wieder in Erinnerung gebracht werden müssen, über Goethe, Voss, Klopstock und Lessing, am ausführlichsten über den letztern, und zwar über denjenigen Theil seiner grossartigen und vielseitigen Wirksamkeit, welcher fortwährend vielen, und oft geflissentlichen, Missverständnissen ausgesetzt ist.

»Welche Natur! nie hat einer Skeptik würdiger verkündigt und doch die Fundamente nicht berührt«, nicht angetastet! so sagte Ludwig Tieck von ihm; aber das Urtheil, welches in diesem schönen Lobe enthalten ist wird nur von wenigen nach seinem Werthe verstanden und beherzigt. Seit seinem Tode oder schon seit dem Erscheinen seines Nathan, den einseitig die einen sogleich zu ihrem Nutzen ausbeuteten, die andern zu ihrem Schaden preisgaben, während beide ihn falsch auslegten **), ist es mehr

*) auch dem Titel,

**) Vgl. S. 401 f. meiner Schrift: Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des achtzehnten

IV

und mehr gebräuchlich geworden; Lessing mit seinen, Religion und Christenthum betreffenden Schriften der äussersten Linken zuzutheilen; und diese lässt sich das nicht nur gefallen, sondern sie that und thut auch alles keine andere Meinung über ihn aufkommen zu lassen, da einen Mann wie Lessing als einen der Ihrigen betrachten zu können und darin selbst von den Gegnern unterstützt zu werden für sie so vortheil - als schmeichelhaft sein muss.

Als im Jahre 1860 das Buch »Johan Melchior Goeze, eine Rettung, von Dr. Georg Reinhard Röpe, ordentlichem Lehrer an der Realschule des Johanneums zu Hamburg« erschienen war, wurde es in orthodoxen Parteiblättern mit vielem Lobe und auch mit Lobe in Blättern von unentschiedener Richtung aufgenommen, während jene Linke sich wenig geeignet und befähigt zeigte es zu bekämpfen, indem eine der Wahrheit entsprechende Widerlegung sich auch gegen sie selbst hätte kehren müssen; in der »Evangelischen

Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpe'schen Schrift: »Johan Melchior Goeze, eine Rettung.« Leipz. und Heidelb. C. F. Winter'sche Verlagshandlung, 1862.«

Die Erklärung des Nathan in der vorliegenden Schrift (S. 68 ff.) stimmt was den Inhalt betrifft ganz mit derjenigen in der früheren, 1859/60 erschienenen, Ausgabe überein und hat nur einen, Moses Mendelssohn betreffenden Zusatz (auf S. 75) erhalten. Sie stimmt auch im wesentlichen mit der Erklärung des Nathan in dem 1865 erschienenen dritten Bande der Vorlesungen Loebell's über »Die Entwicklung der deutschen Poesie etc.« überein, und Loebell, welchen ich nach dem Erscheinen meines Schriftchens in Frankfurt kennen gelernt, und der mir ein freundliches Wort über dasselbe gesagt hatte, würde diese meine Uebereinstimmung mit ihm oder seine mit mir vielleicht erwähnt haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, den dritten Band ebenso wie die zwei ersten noch selbst herauszugeben und wie diese mit »Ausführungen« zu versehen.

Kirchenzeitung« benutzte man es zu einem glänzenden Schmäh- und Lügenartikel gegen Lessing. Nachdem aber zwei Jahre später in meiner Gegenschrift dargethan war, wie sehr Hr. Röpe wider die Wahrheit gesündigt, wie absichtsvoll die Geschichte des Streites zwischen Lessing und Goeze entstellt, in Betreff ihrer Quellen seine Leser hinter's Licht zu führen gesucht hatte, so erwähnte das Hengstenberg'sche Blatt derselben mit keinem Worte, denn man konnte sie in allem wesentlichen weder widerlegen, noch wollte man der Wahrheit die Ehre geben, da Hr. Röpe zur Partei gehörte, die Partei aber über alles, vor allem über die Wahrheit geht *). In der freisinnigen Presse ward

*) Der erwähnte Artikel gegen Lessing stand in Nr. 74—76 der »Evangelischen K. Z.« vom Jahre 1860. Vgl. den Aufsatz »Lessing und die Evangelische Kirchenzeitung« in Nr. 51 der »Blätter für literarische Unterhaltung« vom selben Jahr. Zum Beweise, wie übel es um die Kenntniss Lessing's in der oben angegebenen Beziehung stehe, diene noch, dass die »Götttingischen gelehrten Anzeigen«, das »unter der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften« erscheinende kritische Organ einer berühmten Universität, nicht nur Hrn. Röpe, den Lobredner Goeze's, vertheidigen, sondern, bei der Gelegenheit, einen Lessing schmähen, z. B. über seinen »Toleranz-Nathan« spotten, den Scharfsinn welchen er auch in seinen theologischen Streitigkeiten bewährt hatte als »seinen bösen Dämon« bezeichnen liessen. Es geschah das, wie ich in Nr. 265 f. des »Frankfurter Konversationsblatts« von 1863, (denn die genannten »Gelehrten Anzeigen« nehmen grundsätzlich keine Entgegnungen und Widerlegungen auf) nachwies, in einer von absichtlichen Unwahrheiten strotzenden und ohne Zweifel von einem guten Freunde des Hrn. Röpe herrührenden Anzeige meiner Schrift. — Auch die »Theologischen Studien und Kritiken«, einst das Organ Schleiermacher's, zu deren gegenwärtigen Herausgebern ein ehemaliger Freiheitsmann der dreissiger Jahre, jetzt Geheimer Kirchenrath, gehört, legten so

VI

sie mit einstimmigem Beifall aufgenommen, denn sie wies das Recht Lessing's gegen Goeze, welches Hr. Röpe bestritten und geleugnet hatte, überzeugend und erschöpfend nach, und desshalb verzieh man ihr oder achtete nicht darauf, dass sie im Sinn keiner Partei geschrieben war.

Als ich dagegen im nächsten Jahr eine kleinere Schrift über einen für die Lessing-Literatur nicht unwichtigen Gegenstand herausgab *), schienen wenige von denen die kurz vorher so zufrieden mit mir gewesen an ihr Gefallen zu finden, und man schwieg sie einfach todt; weil sie u. a. gegen solche Zeitgenossen Lessing's gerichtet war, die durch ihn, wenn auch auf seine Kosten, gehoben werden sollten, und mit denen man ihn, wie mit sich selbst so viel als möglich in ein geistiges Verwandtschaftsverhältniss bringen wollte, von dem gerade das Gegentheil wahr ist. Zudem gehörte derjenige Gelehrte, welchem ich hierbei entgegen treten musste, der »das Andenken Lessing's« vorgeschützt hatte, gleichfalls zur Partei, nur zu einer andern als Röpe.

wenig Sinn und Interesse für Lessing an den Tag, dass sie, nach dem Erscheinen meiner Schrift, welche nicht einmal dem Titel nach erwähnt ward, in einer Anzeige des Röpe'schen Buchs eine nichtssagende Vertheidigung seines Verfassers unternehmen liessen, vermuthlich, dem Hamburg'schen Namen des Recensenten nach, gleichfalls von einem persönlichen Freunde, gewiss aber von einem Geistesverwandten Röpe's, der sich wie dieser auf seine Wahrheitsliebe berief und während er meine (auch später in den Studien und Kritiken unbesprochen gebliebene) Schrift von seiner Recension ausschloss das wenige was er richtiges vorbrachte still aus ihr geschöpft hatte.

*) Ueber Echtheit und Werth der »zu Lessing's Andenken« durch Hrn. Professor Dr. W. Wattenbach herausgegebenen Briefe von und an Elise Reimarus. Ein kritischer Beitrag zur Kenntniss Lessing's, seines Lebens und Wirkens. Leipz. und Heidelb. 1863.

Aus meinem Schriftchen ist ersichtlich, wie sehr schwer es dem Heidelberger Professor Wattenbach ankam, ein Geheimniss zu offenbaren, welches er hatte für sich behalten wollen, vielleicht auch sollen, und wie erbosst er auf jemanden werden musste, der es ihm dennoch zu entwenden vermocht. Dasselbe bestand darin, dass er einen Theil der von ihm herausgegebenen Briefe nur in Abschriften besitze oder, mit seinen eigenen Worten, »dass ihre« (der Elise Reimarus) »frühere Correspondenz mit Hennings von diesem selbst in seinen letzten Lebensjahren, fast 50 Jahre später, mit seinen eigenen Briefen zusammen abgeschrieben sei.« Hr. von Hennings, Schwager des Arztes Reimarus, des Bruders von Elise Reimarus, und Grossvater des Hrn. Wattenbach, war, wie aus Meusel's »Das Gelehrte Deutschland« zu ersehen, ein sehr fruchtbarer und vielseitiger Schriftsteller, und die von ihm »abgeschriebenen« Briefe könnten ja auch alle von ihm geschrieben gewesen sein, da sie mehr seinem als Lessing's »Andenken« dienen. Denn aus welchem Grunde sollte er diese »frühere Correspondenz«, d. h. die vom Jahre 1776 datirten, angeblich zwischen ihm und Elise Reimarus gewechselten, Briefe »abgeschrieben« haben, wo wären die Originale geblieben, und warum hätte man nicht sie statt der »Abschriften« aufbewahrt?

Auf diese Räthsel ist Hr. Wattenbach jede Antwort schuldig geblieben, ebensowenig hat er verrathen, wo sich die von ihm herausgegebenen Briefe vorgefunden, wie er in ihren Besitz gekommen.

Ich hatte vor allem Streit in höflichster Form und gestützt auf Gründe die ich angab gesagt: »Auf welche Weise sich diese Briefe nicht nur an den Grossvater, sondern auch von ihm erhielten, welches Schicksal sie seit seinem Tode hatten, wie, wann und in welchem Zustande, ob und wie weit in der Urschrift, oder ob und wie weit nur in Abschriften, sie in den Besitz des Enkels ge-

VIII

langten, darüber theilt dieser uns gar nichts mit, und doch wünscht man bei Briefen, die an 90 Jahre in die Vergangenheit zurückreichen, über dergleichen Auskunft zu erhalten.« Ich hatte hiermit so sehr den rechten und wunden Fleck getroffen, dass Hr. Wattenbach, der sich in dieser ganzen Angelegenheit weder mit Wahrheitsliebe, noch auch nur mit Anstand und Klugheit benommen hat, seine Zuflucht zum Schweigen nahm. Erst nachdem ich, über ein Jahr später, ausführlicher bewiesen, dass die von ihm herausgegebenen Briefe, und zwar gerade die »abgeschriebenen«, unleugbar unecht seien, erfolgte seine angeführte »Erklärung«, verbunden mit einem unnützen Ausfall auf mich und mit einer jede weitere »Entgegnung« »überflüssig« machenden Berufung auf »die Aufnahme, welche seine Mittheilung« (der Briefe) »an allen übrigen Orten gefunden.«

Das konnte ihm vollkommen genug sein, denn nun stand man auch »an allen übrigen Orten« auf seiner Seite, und um so mehr auf seiner Seite, als die offenbar falschen thatsächlichen Angaben, die ich in den »abgeschriebenen« Briefen aufgedeckt, mit Hast benutzt worden waren, und als sie wenigstens in Werken wie das Leben Lessing's von Adolf Stahr keine Störung machen *).

*) Vgl. »Lessing und Goeze u. s. w.«, S. 3 f.; 10; 176—187; 209 ff., und »Ueber Echtheit und Werth u. s. w.«, S. 13 ff.; 27—28. Vgl. auch meine Erklärung in der »Beilage zu Nr. 363 der Allgemeinen Zeitung« von 1863 gegen einen Berliner literarischen Artikel in der »Beilage zu Nr. 346«, dessen Verfasser, indem er die damals erschienene dritte Auflage des Lebens Lessing's von Stahr herausstrich u. a. sagte: »Stahr hat auch desshalb Lob verdient, weil er Boden's seltsame Schrift« (auch dadurch seltsame Schrift, dass sie auch gegen Stahr's Oberflächlichkeiten gerichtet war) »»Ueber Echtheit und Werth u. s. w.«« gar nicht in Betracht zog Man braucht die Originalbriefe gar nicht gesehen zu haben, wie Schreiber dieser

Auch nachdem ich in meinem genannten Schriftchen das in öffentlichen Blättern von mir Gesagte zusammengestellt und weiteres hinzugefügt hatte erschien von Hrn. Wattenbach selbst keine Zeile der Entgegnung, sondern in seines Leipziger Collegen Hrn. Zarncke »Literarischem Centralblatt« eine mir wegen mehrjährigen ländlichen Aufenthalts nicht sogleich zu Gesicht gekommene Anzeige, welche seiner »Erklärung« ganz zufällig nach Ton und Inhalt sehr verwandt war und mir Anlass gab, in der »Allgemeinen Zeitung« *) meine früheren Beweise noch zu verstärken. Hatte der anonyme Zarncke'sche Recensent sich des Hrn. Wattenbach annehmen wollen, so liess dieser jenen zum Dank dafür im Stich und schwieg. Dem Aufsatz in der »Allgemeinen Zeitung« hatte ich die Worte Heraklit's vorgesetzt: *Δίκη καταλήψεται ψευδῶν τέκτονας καὶ μάρτυρας*, und auf wen, ungeachtet des Pluralis, die *ψ. τέκτονες*, auf wen die *ψ. μάρτυρες* gingen konnte nicht zweifelhaft erscheinen.

Die späteren Briefe, (alle von Elise Reimarus an Hennings, keiner von diesem an sie) mussten durch den von mir nachgewiesenen Widerspruch, worin sie mit »ihrer früheren Correspondenz mit Hennings« stehen, gleichfalls verdächtig erscheinen so lange Hr. Wattenbach im Schweigen verharrte; seit seiner, schon aus diesem Grunde unerlässlich gewordenen, »Erklärung«, nach welcher sie ihm »im Original vorliegen«, braucht ihre Echtheit nicht angefochten zu werden, und aus ihnen geht hervor, wie wenig offen das Be-

Zeilen . . . um die volle Ueberzeugung zu gewinnen, dass diese Briefe die Bürgschaft für ihre Echtheit in sich selbst tragen.« Und diess, nachdem Wattenbach in seiner »Erklärung«, die auf S. 31 meiner »seltsamen Schrift« wieder abgedruckt ist, gestanden hatte, dass ein Theil der Briefe gar nicht im Original vorhanden sei!

*) Nr. 15, Beilage, von 1866.

tragen Elisens und ihres Bruders gegen einen Mann von Lessing's Edelmuth und grosser Gutmüthigkeit gewesen war; und dieses Betragen setzten sie nach seinem Tode fort, indem sie, allem Anschein nach, ihre Briefe an Lessing aus dessen Nachlasse zurückverlangten, jedenfalls zurückerhielten, ohne selbst Lessing's Briefe an sie zurückzugeben, obgleich sich doch voraussetzen lässt, dass Karl Lessing sie darum ersucht hatte. Nicht einmal als dieser und Friedrich Nicolai Lessing's Briefwechsel zu veröffentlichen anfangen dachten sie an die Zurückgabe, und die Gründe welche sie hierfür gehabt haben müssen scheinen mit der Behauptung des Geschichtsschreibers Wattenbach zu streiten: »In den letzten Jahren seines Lebens war Lessing so oft er noch nach Hamburg kam vorzüglich im Reimarus'schen Hause heimisch und hier als der liebste Gast, der theuerste Freund immer willkommen. Besonders Elise verehrte ihn leidenschaftlich, begleitete mit der lebhaftesten Theilnahme alle seine Bestrebungen« *).

Erst Lachmann erhielt Abschriften von vierzehn in seiner Ausgabe der Lessing'schen Werke zuerst gedruckten Briefen Lessing's an Elise Reimarus und ihren Bruder, von denen die Originale in Hamburg sind. Ob dieselben aus den übrigen ausgesucht, ob die übrigen verloren gegangen oder schon frühe im vermeintlichen Interesse »der Reimarer« vernichtet seien, ist schwer zu sagen. Sie könnten auch — und diess ist das Wahrscheinlichere — noch ebendort aufbewahrt werden, wo 'sich die »Abschriften« des Hrn. von Hennings und die echten Briefe Elisens an ihn vorgefunden haben; und nach deren Herausgabe wäre es vermuthlich das Beste, auch sie der Welt mitzutheilen; denn durch die vierzehn Briefe allein — das glaube ich gezeigt zu haben —

*) Vgl. dagegen »Ueber Echtheit und Werth u. s. w.« S. 17 ff.; 28 ff.; 43 ff.

ist nun seit der »Mittheilung« des Hrn. Wattenbach dem Andenken »der Reimarers« ein schlechter Dienst geleistet worden, der vielleicht nicht besser als durch die volle Wahrheit, d. h. durch die Mittheilung der übrigen Briefe, wenn sie, wie gesagt, noch vorhanden, wieder gut gemacht werden könnte. —

Das im Obigen Berührte ist bei allem gerechten Tadel gegen Einzelne immer noch auf den Kampf der Parteien in unsrer Zeit zurückzuführen, die sich auch einen Mann wie Lessing nach ihren Zwecken und Einsichten zurechtmachen müssen. Dagegen ist bei Hrn. Wolfgang Menzel von irgend einer Stellung, irgend einem Verhältniss zu Lessing nicht zu reden. Davon können sich die es noch nicht wissen sollten aus dieser Schrift überzeugen, so sehr er in derselben, jetzt wie früher, nur Ausgangspunkt und Nebensache, nur als Nebensache wichtig ist. Bei ihm ist es bloss als Zeichen der Zeit merkwürdig, dass er fortwährend für Bücher wie wir deren sogleich noch eines kennen lernen wollen Leser und Vorthail findet. Er selbst will weder sich noch andere belehren, er will nur schimpfen, lügen, verleumden. Das ist sein Handwerk, und die Zumuthung, dass er sich schämen sollte, würde ihm »absurd« und »lächerlich« erscheinen. Auch von Irren kann bei ihm gar die Rede nicht sein, und sein Fortschreiten besteht darin, dass er seine alten Lügen überlügt. Wie muss er, wenn nicht die Gewohnheit ihn längst jedes Bewusstseins davon beraubt hat, sich selbst und sein nicht kleines Publikum, das wie er selbst von Jahr zu Jahr tiefer zu sinken scheint, verachten, und wie gleichgültig muss ihm diese Selbstverachtung und Verachtung anderer sein! Er scheint sogar einen diabolischen Genuss darin zu finden, denn er vermag es, sich über sein Treiben, d. h. über sein Schreiben, also auch über diejenigen, für welche er schreibt, mit der tollsten Ironie lustig zu machen; wie wenn er in seinem so eben erschie-

nenen Buch (»Kritik des modernen Zeitbewusstseins«, Frankfurt a. M. 1869) einen Abschnitt »Von der Geschichtsfälschung« mit den unvergleichlichen Worten schliesst, S. 160: »Genug, die Geschichtsschreibung hat uns seit drei Jahrhunderten unendlich viel Schaden zugefügt und Schande gemacht, und noch ist nicht abzusehen, ob und wann das Lügen ein Ende nehmen wird«; denn er gedenkt's noch länger fortzusetzen. Und in demselben Athem, wenigstens in demselben neuesten Buch, wiederholt und verstärkt er dieselben Lügen, welche ihm vor zehn Jahren öffentlich als solche nachgewiesen wurden. »Lessing«, sagt er S. 103, »warf das kühne Wort hin: Wenn man ihm die Wahrheit in einer Hand und den Irrthum in der andern darböte würde er den Irrthum wählen, um die Wahrheit selber zu suchen.« Man betrachte sich diesen blühendsten Unsinn, den ein Lessing niedergeschrieben haben soll, und den ein Schriftsteller »des (rechten) modernen Zeitbewusstseins« Lesern denen sich alles bieten lässt was ihren Vorurtheilen schmeichelt und ihrer Beschränktheit angepasst ist immer wieder vorsetzen darf *)! »Wenn man« lässt er Lessing sagen. Wer soll »man« denn sein? Unter »man« werden die Leute, wird irgend jemand aus den Leuten verstanden. Wenn also irgend jemand, wenn etwa ein Mensch vom Schlage des Hrn. Menzel die Wahrheit in der einen Hand gehalten, sie Lessing'en angeboten und Lessing sich herbeigelassen hätte auf ein so albernes Anerbieten einzugehen und zu sagen: »nun, so öffne mir jene Hand, damit ich die Wahrheit welche du darin verschlossen hältst, erst sehe«, was würde »man«, was würde ein Menzel geantwortet haben? »Meine Wahrheit, die ich in der einen Hand halte, ja die findest du eben in meinen Schriften, z. B. in meiner neuesten, in dieser »Kritik des modernen Zeitbewusstseins«, und

*) Vgl. S. 53--55 dieser Schrift.

da findest Du auch meine nun schon so oft wiederholte Wahrheit über Dich selbst, über Dich, den Ausbund des von mir geschilderten »modernen Zeitbewusstseins«. Und diesen Ausbund schildert er denn noch an verschiedenen Stellen seiner neuesten Schrift. In einem »Vom Christus-hass«, überschriebenen Abschnitt derselben, S. 121 — 130, sagt er: »Der heutige Hass gegen den Heiland erinnert an den, welcher beim ersten Aufkommen des Christenthums wahrgenommen wurde. Indem viele glauben, das Christenthum habe sich jetzt überlebt und das Kreuz werde nächstens von der Erde wieder verschwinden, erneuert sich der alte Hass, aber nicht mit der Wuth, welche die aufgehende Sonne verdunkeln möchte, sondern mit der Schadenfreude nächtlicher Dämonen, die der untergehenden Sonne nachgrinsen. Diese Physiognomie zeigen uns die ältesten Feinde Christi, die Juden... Schon Lessing beneidete sie, dass sie vermöge ihrer Geburt nicht nöthig hätten sich Zwang anzuthun wie er es als geborner Christ thun müsse. Es war der bekannte sogenannte *) Philosoph Mendelssohn, den er dessfalls glücklich pries, indem er in einem noch erhaltenen, und gedruckten, Briefe das Christenthum »»das abscheulichste Gebäude des Unsinns«« nannte, »»dessen Umsturz der Christ nur unter dem Vorwande es zu unterbauen fördern könne««. Das war das Programm des Rationalismus und ist es heute noch. Der Bund der noch scheinchristlichen, aber durch und durch christusfeindlichen rationalistischen Presse mit der jüdischen war schon in dem Bunde Lessing's mit dem Juden Mendelssohn vorgezeichnet.« S. 162:

*) Vgl. S. 69 dieser Schrift.

»Man beseitigte« (»im vorigen Jahrhundert«) »das Christenthum gänzlich, als sei auch nicht das Geringste darin brauchbar für das Reich der Ideale. Man stellte aber Ideale auf, die ausdrücklich den Hass gegen alles Christenthum beurkundeten Man wollte ausdrücklich seine Verachtung des Christenthums merken lassen *). Dadurch erhält namentlich Lessing's Nathan seine Bedeutung. In ihm ist absichtlich das Christenthum als die schlechteste aller Religionen dem Islam und dem Judenthum hintangesetzt und wird in dem Juden ein Menschheitsideal dargestellt wie es innerhalb des Christenthums gar nicht vorkommen könnte. Das Christenthum ist niemals boshafter verhöhnt worden als in Lessing's Nathan« u. s. w.

Auf alle diese erneuerten, und nur noch überbotenen, »ausdrücklichen« und »absichtlichen« Verleumdungen Lessing's wie Mendelssohn's enthält die vorliegende Schrift in ihrem Lessing betreffenden Theil (S. 43—77) die keines Zusatzes bedürftigen Antworten.

*) Man kann etwas sehr deutlich merken lassen, ohne dass es gemerkt wird. Aber wenn man etwas ausdrücklich sagt, so will man es nicht bloss merken lassen, und wenn man etwas nur merken lassen will, so sagt man es nicht ausdrücklich.

Erlangen, im Juli 1869.

Der Verfasser.



Der Inhalt bezieht sich auf:

	Seite
Goethe	1—21
Voss	21—26
Klopstock	26—43
Lessing	43—77

Der Inhalt bezieht sich auf:

Seite	
1-31	Goethe
31-36	Voss
36-43	Klopstock
43-57	Lessing

Herr Wolfgang Menzel gab im Jahre 1859 eine »Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit« in drei Bänden heraus, nachdem »Die deutsche Literatur« von ihm im Jahre 1828 in erster, 1836 in zweiter Auflage erschienen war. Das Werk von 1859 steht mit den beiden früheren theilweise in entschiedenem Widerspruch; dagegen hat er seine in jenem enthaltenen Aussprüche bisher nicht widerrufen, sie vielmehr öfters wiederholt und bekräftigt, so dass wir uns, ohne ihm als einem der Reue empfunden und bekannt hätte unrecht zu thun, auch jetzt noch so daran halten können und müssen, als wären sie von neuerem oder neuestem Datum. Nach den Absichten welchen das Nachfolgende dienen soll werden wir aber nur Einzelheiten in Betracht ziehen wie sie uns beim Durchblättern bloss des dritten Bandes in die Augen gefallen sind.

Wollte man Hrn. Menzel mit dem Maasse wieder messen, womit er anderen misset, so würde man seine ganze Schriftstellerei auf unlautere Beweggründe zurückzuführen haben; denn nicht anders macht er es selbst mit den gefeiertsten Namen der deutschen Literatur, unter denen Goethe auch durch die Giftigkeit der ihm zu Theil werdenden Beurtheilung obenansteht. Während Hr. Menzel selbst Schriften eines Julius v. Voss und ähnliche aus ihrer Zeit erklärt und ihnen wenigstens in dieser Hinsicht Bedeutung beilegt, trennt er Goethe zwar nicht von der Zeit, worin dieser lebte, und der er die Gegenstände seiner Dichtungen entnahm oder

anpasste, sondern der Stuttgarter Kritiker macht es dem Dichter, welchem Ideale ohne Rücksicht auf Wirklichkeit und Leben nicht gemäss waren, zum Verbrechen und sittlichen Vorwurf, dass er die Bedingungen nicht verkannte, die ihm Anlage und Bildungsgang für sein Dichten gestellt hatten. Gerade Goethe's wichtigste Schöpfungen führt er auf die niedrigsten Eigenschaften zurück, die er dem grossen Dichter anheftet, als: Selbstsucht, Eitelkeit, Wollüstelei u. dgl. m.

Hierin würde selbst dann ein Unrecht liegen, wenn er in der Sache, d. h. mit seinen Ansichten über Goethe's Dichterart und Dichterwerke recht hätte. Aber indem er seinen Tadel gegen diese auf die Person des Dichters überträgt und hier so gehässig als dort leichtsinnig verfährt, spricht er so sehr sich selbst das Urtheil, dass nur aus diesem Gesichtspunkte eine Besprechung seines Buches unternommen werden kann, und diese ihren Werth ausschliesslich durch die Berichtigungen und deren Begründung erhalten muss, zu welchen dasselbe den reichlichsten Anlass gibt.

Als bezeichnend für Hrn. Menzel selbst stellen wir dasjenige voran, was er über Zschokke's »rationalistische Stunden der Andacht« sagt: »Zschokke habe mit ihnen eine glänzende Speculation gemacht«; und weiter kein Wort. Gibt er damit etwa zu verstehen, dass ihm der äussere Erfolg und der Geldertrag einer Schrift die eigentlich entscheidende Probe für dieselbe sei, und würde er denen im Herzen Recht geben müssen, die sein seit nun vierzig Jahren fortgesetztes Schmähren auf Goethe gleichfalls aus »Speculation« ableiteten, weil sich nicht bestreiten lasse, dass eine unwahre und hämische Herabsetzung des letztern, seines Lebens und seiner Schriften, bisher noch immer in demselben, wenn nicht gar in höherem Grade, als blinde Vergötterung und kleinliche Lobhudelei, denen der Dichter nicht minder ausgesetzt war und ist, ihr Publikum gefunden?

Aber wir lassen die Triebfedern des Hrn. Menzel zu seiner Art von Kritikverübung an ihren Ort gestellt und würden diesen Punkt überhaupt gar nicht berührt haben, wenn er selbst nicht gewaltsam dazu herausforderte. Viel lieber erkennen wir an, dass er bei nur einigem guten Willen sehr wohl im Stande gewesen wäre, Goethe'n Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mitten unter den gehäuften und sich eine die andere überbietenden Verlästerungen desselben finden sich nämlich in dem vorliegenden Bande Stellen wie, wenn auch nicht ohne kleine Unrichtigkeiten, die folgende:

»Die Xenien waren eine Revue der damaligen Modeliteratur und geisselten jeden schlechten Dichter mit einem Distichon, immer witzig, fast immer gerecht. In kleinen Stücken spottete Goethe mehrmals über Wieland. So in »»Götter, Helden und Wieland««, worin er mit Recht die tiefe Kluft zeigte, die zwischen der Wieland'schen Auffassung der Antike und den wirklichen Alten bestehe, und in »»Orpheus und Euridice«« *), einer Parodie von Wieland's Alceste. Die Cyniker der Natürlichkeit verhöhnte Goethe im »»Satyros«« der die Philister erst zur freien Natur herauslockt, sie dann aber durch seine Bocksnatur erschreckt und ärgert. Der Pietisten lachte Goethe im »»Pater Brey««, einem Nachbild des Tartuffe und echten Mucker, aber auch der seichten Rationalisten im »»Doctor Bahrdt««. Im »»Grosscophta«« spiegelt er die Charlatanerie des Cagliostro ab, von der sich damals die Höfe berücken liessen. Im »»Bürgergeneral«« und »»den Aufgeregten«« macht er die deutschen Schwärmer für die erste französische Revolution lächerlich. Im »»Triumph der Empfindsamkeit«« spottet er

*) Die Posse »Orpheus und Eurydice« (Hr. Menzel schreibt Euridice), worin die Arie aus Wieland's Alceste: »Weine nicht, du meines Lebens Abgott« parodirt war, ist bekanntlich nicht von Goethe, sondern von Einsiedel.

über seinen eigenen Werther. »»Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern«« führt uns ins lebendige Gewühl eines kleinstädtischen Marktes mit obligatem Theater, auf dem eine Haupt- und Staatsaction aufgeführt wird. Fast alle diese launigen Stücke erinnern in der Kürze wie in den Knittelversen an Hans Sachs, dem Goethe den Reiz des naiven Humors glücklich abgelauscht hat« u. s. w.

Diese anerkennende Beurtheilung bald kleinerer, bald unbedeutenderer Schriften Goethe's hätte folgerichtig zu einer verständigen und gerechten Würdigung seiner grösseren und berühmteren Dichtungen führen müssen, wenn das Hr. Menzel in seinen Kram gepasst, er ihrer nicht zu seinen Ausfällen auf den Menschen Goethe, zur Verdächtigung des Charakters desselben bedurft hätte.

Ein dem Werther gemachter Vorwurf mag freilich zunächst auf der bekannten Deutschthümelei des Tadlers beruhen und dadurch entschuldigt erscheinen. »Das Jünglingsideal«, sagt er, »der deutschen Dichtung, einst der tapfere, anspruchslose, arbeit- und thatenreiche Sifrit, wurde jetzt der schmachkende, weinerliche, faule, feige und doch anspruchsvolle und im Egoismus erstickende Werther.« Indessen scheint Hr. Menzel doch zu ahnen, dass jenes Jünglingsideal alter deutscher Sage und Dichtung um das Jahr 1774 in Deutschland nicht an der Zeit gewesen wäre oder keine Wahrheit gehabt hätte; denn er setzt hinzu: »indem sich die gebildete Welt für diesen erbärmlichen Gesellen interessirte verrieth sich ihre ganze sittliche Fäulniss und Charakterlosigkeit«, räumt also ein, dass sie sich in demselben spiegeln, er ihr zur Selbsterkenntniss und Besserung dienen konnte.

Ferner heisst es: »Ehe sich Goethe zu diesem Cultus der Eitelkeit entschloss fühlte er eine gewisse Scham, die er erst überwinden musste. Er überwand sie aber, indem er sich ihrer im Clavigo entledigte. In diesem merkwürdigen

Trauerspiel . . . stellte er zum erstenmal sein eignes Spiegelbild, den eiteln, genussüchtigen Dichter, den sentimentalén Don Juan auf die Bühne, aber mit gewissenhafter Scheu. Noch fällt es ihm nicht ein, ihn zu hätscheln und zu schützen. . . . Allmählich aber geht dieser Rechtssinn bei Goethe verloren.« Dieser Stelle geht eine andere voraus, nach welcher Goethe seine letzte Scham und Scheu, seinen letzten Rechtssinn auch schon in dem vor den Clavigo fallenden Werther abgelegt hatte.

Herr Menzel hat darin einige Aehnlichkeit mit dem Helden des Nibelungenliedes, dass beiden, dem einen im deutschen Urwalde, dem andern im deutschen Literaturwalde kein Wild entrinnt, welches ihnen in den Wurf und Lauf kommt, auch wird er nicht müde, sich auf jenen zu berufen. »War«, wiederholt er, »einst der treue und bescheidene, aber starke und herrliche Held, Jüngling oder Mann, jedenfalls in »grozer Arebeit« bewährt, kraft seines tapferen Armes und Gemüthes durch grosse Gefahr sich durchkämpfend, das Ideal der deutschen Poesie gewesen, so trat ihm jetzt sein Gegenbild gegenüber in einem weichlichen Wollüstling, der an nichts dachte als an Leib und Seele behaglich zu geniessen, in einem sentimentalén Don Juan, den hauptsächlich Goethe zum eigentlichen Helden der modernen Poesie stempelt. . . . Hinter allen Helden der Goethe'schen Dichtung, Werther, Wilhelm Meister, Faust, Egmont, Weisslingen, Ferdinand in Stella, Clavigo, Tasso u. s. w. steckt nichts anderes, als ein ganz gemeiner, nur sentimentaler Don Juan.«

So wirft Hr. Menzel, um in Bausch und Bogen verdammen zu können, die nach Werth und Gattung unterschiedensten Goethe'schen Dichtungen durch einander, stellt Stella mit Tasso, Wilhelm Meister mit Faust zusammen, nennt Weisslingen ohne Götz. Er weiss, und gibt es sogar in Beziehung auf den Clavigo ausdrücklich zu, dass kaum

ein einziger »aller dieser Helden der Goethe'schen Dichtung« behaglich geniesse, kaum einer oder zwei der strafenden poetischen Gerechtigkeit entgehen, aber erkennt die Schmerzen welche der Dichter sie leiden lässt nicht als solche an. Er erklärt nämlich den Don Juan, welchen er in den meisten Goethe'schen Dichtungen wiederfindet, für einen solchen, »der . . . dabei den Leidenden, von Gott und Welt Unbefriedigten spielt und sich für etwas so Kostbares gehalten wissen will, dass die Welt eigentlich seiner nicht werth sei.«

An diesem »Spiel« seiner Helden hat aber Goethe theil, stellt er doch nur sich selbst in ihnen dar: wesshalb Hr. Menzel ihm ganz folgerecht »erkünstelte Sentimentalität, sentimentale Donjuanerie, Affectation« vorwirft, »weil Goethe nicht wirklich empfindsam war, sondern immer nur mit seinen Lesern kokettirte. Dieser vornehme Geist war zu gemüthlos, um Schmerzen zu fühlen, deren Schilderung ihm nur Behagen gewährte und Ehre brachte, und zu klug und zu geschmackvoll, um sich zu prostituiren.« Er ahnte eben nicht, dass alle seine Klugheit und all sein Geschmack ihm auf die Dauer doch nichts helfen, dass eines Tages Hr. Wolfgang Menzel aufstehen und ihn, ohne die Scheu, sich selbst dadurch zu »prostituiren«, an den Pranger stellen werde. »Er putzte sich«, fährt dieser fort, »so schön als möglich heraus. Ihn (sich) in der günstigsten Beleuchtung zu zeigen war das Geheimniss seiner Poesie, wie seines Empfangzimmers. Aber er war doch kein Gott, sondern nur ein eitler Selbstling«; und: »jetzt müssen wir in die geheimste Werkstatt seines Geistes eindringen, um ihn als Maler seiner selbst, als den modernen Sejanus kennen zu lernen, der seine eigne Statue auf den Altar stellte, um ihr zu räuchern und zu opfern.«

Wir überlassen es jüngeren Lesern, über dergleichen Auslassungen und über die Vergleichung Goethe's mit Sejan,

der Hr. Menzel füglich diejenige Karl August's mit Tiberius hinzufügen könnte, Unwillen zu empfinden und zu äussern; einige andere Urtheile dagegen, obschon sie aus den obigen folgen, wird man, um mich beliebter Menzel'scher Ausdrücke zu bedienen, bloss »lächerlich« und »absurd« finden wollen, wie wenn er über den Tasso sagt: »das ganze Stück sei darauf berechnet, allen Prinzessinnen der Welt nahezu legen, dass sie nicht mächtige Könige, Staatsmänner und Helden, sondern verliebte Dichter lieben sollten Wie zart diese Liebe hier aufgefasst sei, so gucke doch überall aus ihr die Eitelkeit des Dichters heraus«; und über die natürliche Tochter: »Das Hauptinteresse habe hier für den eiteln Dichter wieder nur in der behaglichen Vorstellung einer zum Bürgerssohn herabsteigenden Prinzessin gelegen.«

Ueber den Faust, »in welchem Goethe's poetischer Egoismus gipfle,« besonders den ersten Theil, bringt Hr. Menzel die gedankenlosesten Dinge zu Markt. Wir wollen ihm aber in diesem und ähnlichem Gerede nicht weiter folgen, um zu seinem Verhalten gegen diejenigen Dichtungen Goethe's welche er von seinem Verdammungsurtheil ausnehmen musste überzugehen und daneben die alte Ungründlichkeit seiner Bücher auch an dem vorliegenden nachzuweisen. Gehört sie doch zu den Kennzeichen jenes »neuen Literatenthums«, welches Hr. Menzel, wie sehr er es auch jetzt wieder zum Stichworte seines Tadels nimmt, mitbegründet und worin er sich bis auf diesen Tag seinen Platz zu sichern gewusst hat.

Zu den wenigen der berühmtesten grössern Dichtungen Goethe's, wegen deren Hr. Menzel ihn nicht geradezu schmäht, sondern theils lobt, theils so viel er kann nur verkleinert, gehört die Iphigenie. »Goethe's Schönheitssinn«, sagt er, »vertiefte sich in die antike Tragödie, wie Winckelmann in die antike Plastik Was Winckelmann versagt war, was lange nach ihm erst Canova und Thorwaldsen versuch-

ten . . . , das wagte Goethe's nie versagende Kraft in Nachahmung der grossen Tragiker der Alten. Jedoch nur einmal, 1787, in seiner Iphigenie. Darin eint sich Sophokleische Reinheit und Klarheit allerdings schon mit etwas wärmerer Färbung, jedoch ohne die Euripideische Unreinheit. Mit Recht hat zwar schon Julian Schmidt bemerkt, wie sehr Goethe in seiner Iphigenie auch die reine griechische Form erstrebt »»würden die Alten diesen Inhalt: das in sich reflectirte Herz, das seines Widerspruchs mit sich und der Allgemeinheit bewusst ist, nicht verstanden haben, und die Lösung des sittlichen Conflicts widerspricht seiner Voraussetzung.«» Allein der moderne Leser unterscheidet nicht so genau.«» Vielleicht versteht er gar nicht einmal was Hr. Menzel hier mit Hülfe Julian Schmidt's andeuten will. Hätte Goethe eine Iphigenie auf Tauris schreiben wollen, deren Inhalt den alten Griechen verständlich sein sollen, so würde darin eine Unnatur gelegen haben, wie sie dem natürlichsten der Menschen nicht eigen war; oder er hätte gleich dem Odysseus von einer Zauberin Rath annehmen und sich seine Zuhörer im griechischen Schattenreich, nicht auf der Oberwelt unter den Lebenden des achtzehnten und neunzehnten christlichen Jahrhunderts suchen müssen. Hr. Menzel nennt daher die Iphigenie auch unpassend eine Nachahmung der griechischen Tragiker. Diese haben Goethe dazu angeregt, er hat sie nicht darin nachgeahmt. Will man, dem Anschein nach, von einigen Seiten nur dasjenige mehr für wahrhaft deutsch in der deutschen Dichtung gelten lassen, was sich auf Hermann den Cherusker, auf Wittekind, Heinrich den Finkler, Friedrich Rothbart u. s. w. bezieht, was alles von Shakespeare müsste dann nicht für unenglisch erklärt werden! Nicht einmal die Götter Griechenlands von Schiller sind undeutsch, geschweige der Goethe'sche Prometheus, sondern beide aus den geistigen Kämpfen und der Bildung ihrer Zeit geschöpft, und wollte auch jemand diese

Bildung eine Verirrung nennen, so blieben die Gedichte darum nicht minder deutsch. Wir müssten entweder die alten Griechen, ihre Kunst und Literatur in Vergessenheit bringen, d. h. in Barbarei zurücksinken, oder unsre Bildung wird sich stets an der ihrigen, wie unsre Religiosität am Christenthum, zu erhalten und neu zu kräftigen haben.

Will aber Hr. Menzel der Aeusserung Julian Schmidt's auch nicht durchaus beistimmen, so erklärt er es dagegen für abgeschmackt, dem Dichter in Betreff der Iphigenie irgend edle Beweggründe zuzutrauen. »Die Behauptung,« behauptet er, »Goethe habe, nach Ueberwindung des inneren Kampfes oder des prometheischen Standpunktes, in der Iphigenie die wiedergefundene Harmonie und den heiligen Frieden seines Innern abgespiegelt, ist absurd.« »Aber«, gibt er zu, »je weniger Goethe ein Sophokles« (wie Sophokles ein Goethe) »war, je gewisser er sich hier nur künstlerisch auf einen ganz fremden Boden« (dann hätte Julian Schmidt ja doch durchaus recht!) »versetzt hat, um so mehr muss die Virtuosität seines schönen Talentes überraschen Die Iphigenie zu schreiben trieb ihn lediglich nichts als das Bewusstsein und der Stolz seiner schaffenden Dichterkraft, in einer Zeit, in welcher alles für die Antike begeistert war.«

Bekanntlich hatte Hr. Menzel schon damals, wo er, bald nach dem mit seinen falschen Wanderjahren grosses Aufsehen und Glück machenden, nun schon lange verschollenen, Pustkuchen gegen Goethe zu belfern begann, entdeckt*), dass dieser nicht, wie nach Meinung der übrigen Welt, ein Genie, wohl aber ein Talent sei, welches er zugleich als

*) S. Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel, Stuttgart 1828. 2r Theil, S. 209 ff. (Die falschen Wanderjahre von Pustkuchen erschienen 1821). Menzel's Polemik gegen Goethe begann aber schon 1824 in den »Europäischen Blättern«.

um so bedeutender darstellte, je mehr sich Goethe durch die Art wie er es gebraucht geschändet haben sollte. In Betreff der Iphigenie nennt er solches Talent jetzt zwar ein »schönes« und spricht sogar von des Dichters »nie versagender schaffender Dichterkraft«, schränkt aber dieselbe sofort durch die Bemerkung wieder ein, »sie habe nur einmal gewagt« (was doch wohl sagen soll: nur einmal vermocht) die grossen griechischen Tragiker nachzuahmen; und in der Behauptung, Goethe habe die Iphigenie »in einer Zeit geschrieben, in welcher alles für die Antike begeistert war« scheint selbst zu liegen, er habe sie nur für die Mode und das Zeitbedürfniss, oder aus »Speculation«, wie Zschokke die »rationalistischen Stunden der Andacht« verfasst. Jedenfalls hätte sich Goethe hier verrechnet gehabt, da seine »Iphigenie auf Tauris« nur langsam die Gunst und den Beifall des Publikums zu gewinnen vermochte, welches, wie aus der »Italiänischen Reise« zu ersehen, bei ihrem Erscheinen wieder etwas Werther'sches oder »Berlichingisches« erwartet hatte und sich darin unangenehm getäuscht sah.

Wie der Iphigenie um des christlichen, so durfte Hr. Menzel Hermann und Dorothea um des patriotischen Publikums willen nicht alle Anerkennung versagen, weiss sich aber hierfür erst recht schadlos zu halten. »Unter den vielen Dichtungen,« sagt er, »welche erst durch die Luise von Voss hervorgerufen wurden, steht Goethe's Hermann und Dorothea obenan Goethe schrieb diese Idylle in Hexametern lediglich in Rücksicht auf den grossen Beifall und Ruhm, welchen Voss mit seiner Louise eingeerntet hatte. Es kitzelte ihn, mit dem glücklichen und hochmüthigen Philister zu wetteifern und der Welt zu zeigen, dass man es noch besser machen könne.« Hr. Menzel schimpft hier den Dichter der Luise gewissermassen in Goethe's Namen. Goethe wäre dazu sowohl zu gerecht, als zu unterrichtet und gebildet gewesen. Er war viel zu sehr durch-

drungen von Voss' grossen, durch zuständigere Richter als Hr. Menzel, durch Männer wie Niebuhr gepriesenen Verdiensten um die klassische alte Literatur und ihre Fruchtbarmachung für die deutsche Literatur, und viel zu dankbar für die Vortheile, welche sie ihm für seine eigne Bildung und Dichtung eingetragen, als dass er je in verächtlichen Ausdrücken über Voss hätte reden können, wenn ihm auch die Härten und Schroffheiten, welche dieser später in seinem Denken wie in seiner Sprache annahm, nicht zusagen konnten. Auch Voss' Luise nahm Goethe mit der ihn auszeichnenden Neidlosigkeit und Freude an fremdem Werth und Verdienste auf. »Man wusste,« äussert er noch zu Ende des Jahres 1792, »dass ich die Luise von Voss wie sie im Novemberheft des Merkur 1784 erschienen war leidenschaftlich verehrte und gern vortrug.« Daraus folgt aber nicht, dass Hermann und Dorothea durch die Luise »hervorgerufen« worden, viel weniger, dass, wie Hr. Menzel hinzuthut, Goethe mit Voss habe wetteifern und diesen beim Publikum ausstechen wollen. Zwischen beiden Gedichten lagen 14 bis 15 Jahre in der Mitte, und erst seit der französischen Revolution und Republik mit ihren Folgen für Deutschland hatte Goethe, um mich so auszudrücken, den Inhalt von Hermann und Dorothea erlebt. Hätte er sie aus dem ihm von Hrn. Menzel angedichteten unlautern Kitzel geschrieben, so wäre die ehrenvolle Erwähnung der Luise und ihres Urhebers in dem Prooemium zu Hermann und Dorothea (der gleichnamigen Elegie) eine Unschicklichkeit und Falschheit gewesen, während sie jetzt zeigt, dass Goethe durch sein idyllisches Epos der Voss'schen Idylle nicht Abbruch zu thun, ihr nicht etwas Aehnliches entgegen, sondern etwas von ihr Verschiedenes an die Seite zu stellen gedachte; und dass Voss es ähnlich auffasste scheint in den Worten in einem Briefe an Gleim vom 24. Sept. 1797 zu liegen: »Lesen Sie Hermann und Dorothea nur durch,

Sie werden für manche zu eilfertig gearbeitete Stellen durch sehr schöne entschädigt werden Aber eben so ehrlich denke ich für mich, und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle wem sie wolle, Luise ist sie nicht. Sieh', ich wollte keck thun, und fühle doch, dass ich roth werde.«

In Hexametern hatte Goethe längst geschrieben, den Reinecke Fuchs 1783, die beiden Episteln 1794, und im elegischen Versmass, noch kurz vor Hermann und Dorothea, Alexis und Dora, welche eben so wenig wie die früheren Römischen Elegien und anderes, die spätere Euphrosyne und anderes durch die Luise hervorgerufen waren.

Ein seit 1789 Erlebtes, Gedachtes und Gefühltes in Hermann und Dorothea dichterisch zu gestalten, fühlte er sich durch die Lectüre eines Berichtes von 1732 über die ältere Emigrationsgeschichte der Salzburger *) angeregt, gleichwie die Nachrichten, welche er über den Tod des jungen Jerusalem erhalten, die »Leiden des jungen Werther« in ihm zur Reife und zum Abschluss gebracht, sie »hervorgerufen« hatten.

Aber sei Hermann und Dorothea immerhin durch die Luise mit veranlasst, so wollte doch Goethe nicht mit Voss, und am allerwenigsten aus Beweggründen, wie sie Hr. Menzel nur in seiner eignen Denkart vorgefunden haben kann, sondern er wollte mit Homer wetteifern; und diess hat er eben so offen, als verständig und bescheiden ausgesprochen, indem er, damals noch der durch F. A. Wolf in Aufnahme gekommenen Hypothese huldigend, in der genannten Elegie, durch die er sein Gedicht ankündigt, ausruft:

*) S. denselben in Karl Gödeke's Grundriss zur Gesch. d. deutschen Dichtung etc. II, 816 f.

Erst die Gesundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
 Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
 Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
 Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön!
 Darum höret das neuste Gedicht u. s. w.

Hierauf bezieht sich auch Voss in dem Briefe an Gleim:
 »Die zur Vorrede bestimmt gewesene Elegie beweist hinlänglich, dass es Goethe'n Ernst war, etwas wo nicht Homerisches, doch Homeridisches aufzustellen, um auch diesen Kranz des Apollo zu gewinnen. Ich werde mich herzlich freuen, wenn Griechenlands Geist uns Deutschen ein vollendetes Kunstwerk gewährt, und nicht engherzig nach meiner Luise mich umsehen.« Eine Engherzigkeit der Art wäre auch bei niemandem weniger am Platz gewesen als bei Voss. Denn Homer war gerade durch ihn dem gebildeten Publikum zugänglich und vertraut geworden, und die Odyssee hatte gewiss grössern und unmittelbareren Einfluss auf das Goethe'sche Gedicht gehabt als die Luise, so dass Hermann und Dorothea in derselben Weise an Homer erinnert, an Homer sich anlehnt wie Iphigenie an die Griechischen Tragiker. Welche Aehnlichkeit hätte z. B. auch Dorothea in dem Goethe'schen mit Luise in dem Vossischen Gedicht? während unstreitig eine grosse Aehnlichkeit Hermanns mit Telemach besteht, aber in so freier und selbstständiger Weise, dass auch hier von einer Nachahmung nicht die Rede sein kann. Beide treten im Anfang als Jünglinge auf, welche ihre Unselbstständigkeit lebhaft empfinden, beide lässt im Verlaufe des Gedichts der Ernst der Zeit oder ihrer Lage sich rasch zu Männern entwickeln, wozu bei Telemach die Göttin Athene, bei Hermann die ihn plötzlich ergreifende ernste Liebe mächtig mitwirkt.

Hr. Menzel benutzte Goethe, um den ihm nicht minder verhassten, als unbekannten Voss zu demüthigen und für »den grossen Ruhm und Beifall«, den die Luise diesem

einbrachte, für die »glänzende Speculation« die er mit ihr machte zu strafen; denn die Erfolge selbst längst verstorbener Schriftsteller erregen in ihm Neid und Galle. Aber nachdem Voss ihm hierzu gedient, so wähne man darum nicht, dass Goethe nun besser wegkommen werde, als der »glückliche und hochmüthige Philister«, welchen Hr. Menzel durch jenen vor der Welt zu Schanden werden liess. Vielmehr ist Hermann und Dorothea, mittels deren diess geschah, auch nur eine »im übrigen ganz philisterhafte Idylle«. »Man muss diese Dichtung loben,« (es lässt sich nicht gut anders thun) »aber für sie zu schwärmen und was weiss ich für erhabene Gesinnungen« (derenz war ein Menzel, aber kein Goethe fähig) »herauslesen zu wollen ist lächerlich. Am Schlusse meint zwar der Bräutigam, wenn alle so dächten wie er, so würden die Deutschen aufstehen und die Franzosen bändigen. Aber so etwas nebenbei zu denken, wenn man gerade Hochzeit macht, wohl wissend, dass doch niemand aufstehen wird, ist keine Probe eines feurigen Patriotismus.«

Man könnte hier dem Hrn. Menzel zwar entgegenhalten, dass in der »im übrigen ganz philisterhaften Idylle« sowohl die Hochzeit, als die Worte Hermann's durch alles Vorhergegangene vorbereitet und begründet, die letztern also nicht »nebenbei und wenn man gerade Hochzeit macht« gesagt waren; wenn er nicht leider Thatfachen anzuführen hätte, die da beweisen, wie übel es mit Goethe's eigenem Patriotismus bestellt war, wie wenig es also auch mit dem Patriotismus in seinem Gedicht auf sich haben könne.

»Nebendem«, so fährt Hr. Menzel fort, »hat Goethe noch 1813, wie Ernst Moritz Arndt berichtet, der deutschen Begeisterung gespottet: »Ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht los, der Mann — Napoleon — ist euch zu gross.««

Dass nach Arndt's Bericht Goethe mit diesen Worten

der deutschen Begeisterung von 1813 »gespottet« habe ist einer jener Zusätze, deren Hr. Menzel einmal bedarf. Arndt sagt vielmehr: »Goethe kam nach Dresden auf seiner gewöhnlichen Badereise nach Karlsbad und Teplitz; sein Anblick und seine Rede waren gleich unerfreulich: der erste sprach aufgestörte Unruhe, die zweite ungläubige Hoffnungslosigkeit. Da rief er einmal aus, indem Körner über seinen Sohn sprach und auf dessen an der Wand hangenden Säbel wies: O ihr Guten, schüttelt immer an euern Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu gross.« *)

»Hoffnungslosigkeit« ist nicht Spott, und als solchen fasst weder Arndt, noch fasste der Reichsfreiherr von Stein Goethe's Worte, welche ihm hinterbracht wurden, auf, sondern entschuldigte sie mit Goethe's Alter. »Lasst ihn,« sagte Stein, »er ist alt geworden«; womit auch Goethe selbst später entschuldigte und rechtfertigte, warum er während der Befreiungskriege nicht gleich Körner zu Leier und Schwert gegriffen **). Er war 1813 über die ersten Sechzig hinaus, viele Erfahrungen hatten ihn Entsagung gelehrt, dass er an die Befreiungskriege auch im glücklichen Falle nicht gleiche Erwartungen für die darauf folgende politische Entwicklung Deutschlands knüpfte wie die jüngeren Zeitgenos-

*) S. Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein, von E. M. Arndt. S. 165 f.

**) »Hätte mich,« sagt er bei Eckermann, »jenes Ereigniss (die Befreiungskriege) als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als Einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen! — das wäre meine Art gewesen?! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen« u. s. w.

sen. Diess geht aus der Unterredung hervor, welche einer derselben, Luden, gleichfalls noch im Jahre 1813 mit ihm hatte, und aus welcher dieser keine Schlüsse nach Art von Menzel gezogen hat *). Letzterer durfte sich's nicht entgehen lassen, die Schlussworte eines in den Jahren 1796 und 1797 geschriebenen Gedichtes mit einer siebenzehn Jahre späteren zufälligen und zufällig erhaltenen Aeusserung in Verbindung zu bringen, einer Aeusserung, die obendrein in eine Zeit fiel, wo, während des Waffenstillstandes nach den Schlachten von Lützen und Bautzen und vor dem Beitritt Oesterreichs zum Bunde gegen Napoleon, die Siegeshoffnung noch für alle sehr ungewiss war.

In den achtziger und neunziger Jahren hatte Goethe den lebhaftesten Antheil an den politischen Weltereignissen genommen, die Deutschland von Frankreich her drohenden Gefahren hatten sein Gemüth früher als das seiner meisten Landsleute bewegt, er machte den Feldzug von 1792 und das Jahr darauf die Belagerung von Mainz als Begleiter seines Fürsten mit, und wenn er damals solche Gesinnungen bei der deutschen Jugend wahrnahm, wie er sie seinen Hermann aussprechen lässt, so kann seine spätere Entsagung mit daher entstanden sein, dass er auch erlebte, wie wenig man von oben dieselben zu benutzen wusste, oder wie vergeblich sie damals waren. Diese Ansicht findet in Goethe's ausgesprochener Unzufriedenheit mit der oberen Leitung im Feldzug von 1792 gegen Frankreich ihre Bestätigung. Ein Philister — Hr. Menzel wird es nur gerecht finden, dass auch wir uns einer Bezeichnung bedienen, womit er gegen Männer wie Voss und Goethe so freigebig ist — ein Philister, der, wie in Christenthum und Tugend, so auch in »feurigem Patriotismus« macht, darf freilich nicht entsagen

*) S. Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von Heinr. Luden. S. 119 ff.

und verzichten; und worauf könnte er es auch, da er die beneidenswerthe Beschaffenheit hat zu allen Zeiten und unter allen Umständen und Gestalten einer und derselbe zu sein und ewig zu bleiben. Hierzu liefert was wir jetzt zu erzählen haben einen weitem Beleg, der die Leser trotz allem was uns Hr. Menzel doch schon zu bieten vermocht überraschen wird.

In einer Anzeige der genannten Arndt'schen Schrift in Nr. 6 seines Literaturblattes von 1858 knüpft er an die Worte Goethe's im Körner'schen Hause zu Dresden die Bemerkung, welche zu »absurd« ist um verleumden zu können: »Goethe affectirte mit dem Genie Napoleon gemeine Sache zu machen gegen die Nationen, denn nur dem Genie gebühre die Herrschaft.« In derselben Anzeige liest man auch Folgendes: »Wie man die Herrschaft des Erhabenen, Edeln und Schönen, die angeblich durch die grossen Dichterherzen in Weimar gegründet worden sein soll, zu nehmen hat erhellt aus einer andern Anekdote vom Herzog von Weimar, Goethe's Zögling. Arndt berichtet S. 232: »Der Herzog erzählte eine Menge anstösslicher Geschichten von dem Dichter welcher eine Zeit lang unter seinen Augen in Weimar gelebt hatte Der arme dünnschälige Kerl, sagte der Herzog, hatte sich eingebildet, er könne und müsse in einer Art körperlicher Seelenwanderung durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen, bis er die finde die Gott recht eigentlich für ihn geschaffen habe. Das war so seine poetische Naturlehre.«

In seinem vorliegenden Buch bemerkt Herr Menzel: »Einer Notiz von Arndt — Meine Wanderungen mit Freiherrn von Stein, 1858, S. 232 — zufolge erzählte der Grossherzog von Weimar einmal öffentlich, der weichschaalige Goethe habe sich eingebildet, seine eigne Persönlichkeit werde nach dem Tode durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen. Das stimmt ganz mit

dem Ewig Weiblichen am Schlusse seines Faust. Es ist die Religion des wollüstigsten Egoismus.«

In derselben Schrift, von welcher Hr. Menzel den angeführten zweimaligen Gebrauch machte, erzählt Arndt, S. 165: »Hier« (in Dresden) »sah ich Goethe'n nach vielen langen Jahren auch einmal wieder. In meinen Studenten-jahren in Jena hatte ich ihn dort und auch in Weimar nur immer äusserlich gesehen, zum erstenmal auf der Geleits-brücke in Jena, wo der schöne stattliche Mann in einem grünen Jägerrock einherschritt«; und S. 224 ff., aus dem Jahre 1815: »Stein begrüßte uns auf das allerfreund-lichste, und wen erblickten wir nicht weit von ihm? Da stand der neben ihm grösste Deutsche des neunzehnten Jahr-hunderts, Wolfgang Goethe, sich das Dombild betrachtend. Und Stein zu uns: »Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu gross.«« Wunderbar gingen die beiden deutschen Grossen hier neben einander her, wie mit einer gegenseitigen Ehrfurcht Wie waren die beiden zusammengekommen? Stein vernimmt in seinem Schlosse die Nachricht: Goethe ist in Nassau im Löwen abgestiegen. Er flugs in den Löwen und holt und zwingt den Sträubigen in sein Schloss hinauf. Da nun Goethe einen Ausflug nach Köln vorhat, so lässt Stein seinen Wurstwagen vorspannen, und sie rollen zusammen den Rhein bis nach Köln hinunter. Ich kann mir denken, wie die beiden Reisegefährten jeden Zusammenstoss vermieden. . . . Nimmer habe ich Stein's Rede in Ge-sellschaft stiller Tönen gehört. Hier konnte ich mir unsern Heros Goethe ein paar Tage recht ruhig betrachten, mich seines herrlichen Angesichts erfreuen: die stolze breite Stirn und die schönsten braunen Augen« u. s. w. Und eben dort, wo Arndt sich also ausdrückt, Goethe also durch den Mann, welchen er feiert, geehrt werden

lässt, wird jener dennoch »der arme dünnschälige Kerl«, »der weichschaalige Goethe«, und zwar aus dem Munde desselben Karl August geschimpft, der lebenslänglich sein unverbrüchlich treuer Freund, Gönner und Schützer war, von dem die Aeusserung in einem Briefe an Merck (vom Jahre 1789) bekannt ist: »Mit Ehren kann man Goethe's Bild als Siegel führen. Wer dieses Bild mit demjenigen Respekt gebraucht welchen es verdient wird gewiss nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken!«

Aus der Schrift von Arndt Aeusserungen über Goethe herauszulesen, welche sie nicht enthalten konnte, und welche Vater Arndt nicht minder verleumden, als »unsern Heros Goethe«, dazu gehörte wahrlich der schmähstüchtigste Zoilus unserer Tage:

Arndt lässt den Herzog »eine Menge anstösslicher Geschichten von dem Dichter erzählen, welcher eine Zeit lang unter seinen Augen in Weimar gelebt hatte.« Passt das auf Goethe, der im Jahre 1817, in welches Arndt des Herzogs Erzählen setzt, bereits 42 Jahre in Weimar und unter des Herzogs Augen lebte? Passen auf ihn die auf derselben Seite des Arndt'schen Buches (S. 232) unmittelbar vorhergehenden Worte: »Er«, nämlich derselbe Dichter, welcher auch eine Zeit lang in Weimar gelebt, »hat in Wien wohl beinahe zwei Jahrzehnte, ein zweiter Abraham a Sancta Clara, Furore gemacht«? Nur ein paar Zeilen früher, unten auf S. 231, wird dieser Dichter »mein Zacharias« und »ein beweglicher, gezwickter, abgelebter Kater« genannt, und der Herzog kommt auf dieser Seite ausführlich »auf den Königsberger Zacharias Werner zu sprechen, den damals vielgenannten Dichter der Weihe der Kraft.« Die letzten fünf Worte sind bei Arndt gesperrt gedruckt, und auch oberhalb der Seite 231 steht in grossen Buchstaben: Zacharias Werner.

Eine so unerhörte Verwechslung wie die hiermit nach-

gewiesene vorzunehmen ward Hr. Menzel vielleicht nur durch die Nothwendigkeit gezwungen, in die er sich jetzt wie früher versetzt hat, Goethe's Charakter um jeden Preis und auf jede Gefahr hin zu verleumden, um, weil nach biblischem Spruch ein schlechter Baum nicht gute Früchte tragen kann, den einseitigen und beschränkten Lesern, auf welche sein Buch berechnet ist, jeden Zweifel an der Richtigkeit seiner Urtheile über den Unwerth oder die Verwerflichkeit Goethe'scher Dichtungen zu benehmen. Aber auch unter solchen Lesern kann es noch rechtliche Leute geben, und was will er einwenden, wenn dieselben, nachdem sie lebende Schriftsteller mit Vergnügen und Beifall von ihm als »Buben« bezeichnet gefunden, nun ihn selbst diesen zugesellen?

Uns aber sei erlaubt, hiervon abzugehen und dafür unsre gegen die Menzel'sche Kritik von Hermann und Dorothea gerichteten Bemerkungen, worin wir durch die Anführung aus dem Arndt'schen Buch und deren von uns gerügte Anwendung unterbrochen wurden, mit wenigen hinzuzusetzenden Worten abzuschliessen.

Wir haben früher vernommen, dass Hr. Menzel den »Helden« der Goethe'schen Dichtungen »das Urbild deutscher Jugend wie wir es im Sifrit erkannt« (S. 467) nicht oft genug entgegenhalten kann. Wie aber, wenn Goethe dennoch diesen »Sifrit«, durch welchen Hr. Menzel ihn beschämen und bestrafen will, diesen treuen, aufrichtigen, bescheidenen, an Leib und Seele tüchtigen und starken, unverbildeten und unverdorbenen deutschen Jüngling und Mann wirklich, nur nicht als Riesengestalt der Sage, mit Tarnkappe und hörnerner Haut, sondern in der für ihn und seine Zeit einzig richtigen und möglichen Weise, als Deutschen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts dichterisch dargestellt, und Hr. Menzel das in seinem irrenwirren Eifer bloss übersehen und nicht erkannt hätte? Wie, wenn Hermann in »Hermann

und Dorothea« nach der Absicht des Dichters ein solcher deutscher Jüngling und Mann, und das Gedicht nicht »eine im übrigen ganz philisterhafte Idylle«, sondern diess nur das Urtheil deutscher Philister und ihres Stuttgarter Chorführers wäre?! Wir fügen hinzu, dass vielleicht der Dichter zugleich den Helden der alten deutschen Geschichte, den Kämpfer gegen römische Fremdherrschaft, im Sinne hatte, mit Hinblick auf diesen dem Helden, dem deutschen Jüngling und Manne seines Epos den Namen Hermann gab und ihm jene, von Hrn. Menzel verspotteten, vaterländischen und kriegerischen Schlussworte des Gedichtes in den Mund legte, um prophetisch die Begeisterung auszusprechen, welche später die ganze deutsche Jugend ergriff und in den Kampf gegen Napoleon riss. —

Das Wesentlichere der Angriffe in dem Menzel'schen Buch auf Goethe's persönliche und schriftstellerische Ehre dürfte hiermit eine, wenn nicht erschöpfende, doch berechnigte Antwort empfangen haben *). Aus Ekel und Widerwillen werde ich mich auch in den nachfolgenden Ausstellungen, aus der grossen Zahl derer, die gemacht werden müssten, so kurz als immer möglich fassen, mich dabei ferner auf verstorbene berühmte Schriftsteller beschränken und fortfahren ihre wahren Verdienste den unwahren Vorwürfen gegenüberzustellen.

*) Auch das Freundschaftsverhältniss zwischen Goethe und Schiller benutzt Hr. Menzel, um Goethe's Charakter herabzusetzen. In dieser Beziehung habe ich Goethe gegen die Vorwürfe und Irrthümer verschiedener Schriftsteller an einem andern Orte gerechtfertigt. Vgl. den Aufsatz »Ueber Goethe mit Beziehung auf einige seiner Tadler« S. 589—647 meines aus einer Sammlung vermischter grösserer und kleinerer Aufsätze bestehenden Buches: Zur Kenntniss und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnte. Frankfurt a. M. 1856.

Mit welchen ehrenden Haupt- und Beiwörtern der Stuttgarter Kritikaster einen Johann Heinrich Voss belege, ist oben nur gelegentlich erwähnt worden. Schon in der ersten Auflage der Schrift »Die deutsche Literatur« war Voss nicht besser weggekommen, und Hr. Menzel hat sich seitdem vor lauter Bücherbeurtheilen und Bücher-machen weder eines Bessern über ihn belehren, noch anders besinnen können.

Aus seinen Urtheilen über den Voss'schen Homer geht unverkennbar hervor, dass derselbe Mann, der de omni scibili et quibusdam aliis schreibt und immer am kecksten über dasjenige abspricht was er am wenigsten kennt, des Griechischen unmöglich kundig sein, daher die Uebersetzung nie mit dem Original zusammengehalten haben könne. »Als einen echten nordischen Barbaren«, sagt er mit patriotischer Verachtung des deutschen Nordens, »ergriff den Mecklenburger Bauernsohn die Schönheit der griechischen Sprache und Poesie mit einer unwiderstehlichen Zaubergewalt;« diess wäre nun zwar kein Beweiss von Barbarenthum gewesen; »aber«, fährt Hr. Menzel fort, »gleichsam wider seinen Willen, und riss ihn in lächerlichen Zuckungen umher, ohne dass er je im Stande gewesen wäre, seine angeborne Bärenhaut fallen zu lassen und plötzlich in voller hellenischer Anmuth dazustehen. . . . Nichts geht über die Anmassung in dem die Homerübersetzung einleitenden Gedicht an Stolberg. Hier erscheint ihm der alte Homer selbst und weiht ihn ein, für Deutschland zu werden was er für Hellas gewesen. Und das dedicirt Voss boshaft an Stolberg, der vor ihm eine Uebersetzung desselben Homer gemacht hatte, die nun durch die Vossische vernichtet werden sollte Insbesondere Voss' Homer erlangte ungeheuern Ruhm, weil er wirklich möglichst treu übersetzt und zugleich gut scandirt ist. Allein dieser Correctheit der Verse opferte Voss jede Grazie der Natürlichkeit und des Wohllautes auf.

Unter dem Hammerschlag seiner Hexameter wird das zarteste Gefühl zerknickt.«

Hr. Menzel kennt Homers Werke von Voss offenbar nur so wie sie in der Cotta'schen Stereotyp-Ausgabe gegenwärtig am verbreitetsten sind. Zwar liesse sich auch aus dieser leicht im einzelnen zeigen, mit wie feinem Gefühl und Geschmack Voss den poetischen Ausdruck, mit welcher »frischer Naturanschauung«, die ihm Franz Passow nachrühmt, er die Naturwahrheit Homers aufzufassen und wiederzugeben verstand; aber man muss die Uebersetzung in den frühern und frühesten Ausgaben kennen, worin sie, und namentlich die Odyssee, nach Koberstein's *) Ausspruch, »so bedeutend und so wohlthätig auf unsre Poesie und insbesondere auf die Dichtung Goethe's in seiner mittleren und Schiller's in seiner letzten Periode eingewirkt«, oder worin sie Voss, nach Hrn. Menzel's Ausdruck, den »ungeheuern Ruhm« eingebracht, welchem dieser seit 1828 ein Ende gemacht hat. Statt sie in dieser Gestalt, in der sie sogleich und zuerst den allgemeinen Beifall erhalten hatte, zu lassen, oder doch nur mit jener weisen Schonung und jenem Tacte daran zu bessern, womit Goethe Werke wieder durchsah, die ihm wie im ersten Wurf gelungen waren und beim Publikum in Gunst standen, konnte Voss dem unglücklichen Drange nicht widerstehen, auch wo nichts zu verbessern war alles zu verändern. Machte er es doch mit seiner Luise ebenso, welche sich vielleicht als Lieblingslectüre von Grossvätern auf Söhne und Enkel vererbt hätte, wenn er es über sich vermocht, auch ihr die Gestalt zu gönnen, worin sie den erstern lieb geworden war; während er sie nun wie eine gelehrte Abhandlung fast Zeile für Zeile und Seite für Seite umarbeitete, sie allmählich um mehr als das Doppelte

*) Grundriss der Geschichte der deutsch. Nationalliteratur, Bd. 2, S. 1711.

vermehrte und ihr die ursprüngliche Natur und Frische abstreifte, durch welche sie Männer wie Goethe für sich eingenommen hatte. Dieselbe zerfällt bekanntlich in drei Idyllen. Von diesen erschien die zweite zuerst mit der Ueberschrift: »Des Bräutigams Besuch. An F. H. Jacobi«, in dem »Musen-Almanach für 1784, herausgegeben von Voss und Goeckingk, Hamburg, bei Karl Ernst Bohn«, 183 Verse, dann in demselben Almanach für 1783 die erste Idylle, bloss mit der Ueberschrift: »Luise«, 471 Verse, und im November 1784 des Wieland'schen »Teutschen Merkur« mit der Ueberschrift: »Luise. An Schulz« die dritte und Schluss-Idylle, 700 Verse gross. Erst die Ausgabe von 1807 war für Voss die »vollendete«: »Luise. Ein ländliches Gedicht in drei Idyllen von Joh. Heinrich Voss. Vollendete Ausgabe, Tübingen, 1807«, worin dasselbe von 1354 Hexametern auf 2804 gebracht ist.

Möchte der Luise dasselbe Glück zu Theil werden wie der Uebersetzung des Homer, welche, was die hier besonders in Betracht kommende Odyssee betrifft, nach ihrer ersten Ausgabe, in ihrer, wie Koberstein sagt, »deutschesten Gestalt«, von 1781, durch Voss' Sohn Abraham neu aufgelegt wurde und billig zu haben ist *). Hier findet man auch die, des jugendlichen Dichters und Uebersetzers Begeisterung für sein Unternehmen schön und edel aussprechende Widmung an Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, worin das sogar dem Homer in den Mund gelegte christliche Glaubensbekenntniss

*) Leipzig, 1843, bei Immanuel Müller. (Ob etwa die Luise in der neuesten Zeit in ihrer ersten Gestalt wieder gedruckt wurde, ist mir nicht bekannt, jedenfalls sollte es geschehen sein oder geschehen; der Wieland'sche Mercur ist überall leicht zu haben und auch der oben genannte Musen-Almanach von 1783 und 1784 würde wohl nicht schwer zu bekommen sein; er befindet sich z. B. auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.)

wenigstens dem Geschmack eines so frommen, so christlich gegen alle Unchristlichkeit eifernden Mannes wie Hr. Menzel hätte zusagen sollen, diese findet man hier an ihrem rechten Orte, so wie in ihrer frühern Gestalt, während sie in der angeführten Cotta'schen Ausgabe, von 1839, nach der spätern Umarbeitung abgedruckt ist und unrichtig vor der Iliade, statt vor der Odyssee, steht. Diess können wir nur für gerechtfertigt halten, wenn Hr. Menzel die Stereotyp-Ausgabe besorgte. Denn wusste er, dass Voss anfangs nur die Odyssee verdeutschte und sie seinem damaligen Freunde Stolberg widmete, der einige Jahre früher die Iliade, und nicht, wie Hr. Menzel annimmt, den ganzen Homer übersetzt hatte, so würde er vielleicht Voss mit der Bosheit gegen Stolberg hier noch verschont und sie ihm lieber bis dann aufgespart haben, als sich derselbe, seit 1786, auch an die Uebersetzung der Iliade machte, um die Stolberg'sche zu übertreffen, welche ihm als Geschenk Stolberg's zu seiner ersten häuslichen Einrichtung ein Honorar von 400 Thalern eingebracht hatte.

Uebrigens erkennt Hr. Menzel der Luise doch dasjenige Verdienst zu, welches er dem verdeutschten Homer absprach, indem er ihr ein »Schade um die wohllautenden Verse« nachruft, »in denen diese trivialen Dinge vorgetragen werden;« und auf Voss' Gedichte übergehend leitet er sich mit den Worten ein: »Von seinen berühmten Uebersetzungen des Homer war schon oben die Rede. Hier haben wir es nur mit Voss, dem deutschen Philister, zu thun.« Aber wer von den beiden der echte Philister, von der übelsten Gattung, und mit wie wenig Selbsterkenntniss er es sei, davon haben wir uns schon oben, unter Goethe, bis zum Ueberdruß überzeugen müssen. Ohne uns desshalb noch weiter, als schon bei der Luise geschehen, auf die Art einzulassen, wie sich Hr. Menzel mit Voss' Gedichten zu schaffen macht, wollen

wir nur daran erinnern, dass Goethe ihnen denselben Antheil wie der erstern abgewann und hiervon in einer, in seine Werke aufgenommenen, Recension in der Allgemeinen Jenaer Literaturzeitung von 1804 lebhaftes Zeugniß ablegte. —

Ueber Klopstock, zu dem wir übergehen, auf dessen Schultern auch Voss mit dem Fortschritt stand, welchen er die deutsche Sprache und Dichtung durch die Uebersetzung der Odyssee und anderes machen liess, hatte sich Hr. Menzel in »Der deutschen Literatur« von 1828, freilich wie über alles sehr oberflächlich, aber doch in ehrenderen Worten ausgesprochen; jetzt redet er auch über ihn in anderen Tönen. Zwar schickt er noch ein allgemeines Lob voraus, macht es aber durch die Art wie er den Dichter im einzelnen tadelt mehr als wieder zu nichte. »Klopstock«, sagt er, »machte, wie Lohenstein, den Hermann zum Hauptgegenstand seiner patriotischen Poesie, wie den Messias zu dem der religiösen. Aber er verirrte sich auf den Wegen zu diesen beiden hohen Zielen in das fremde Gebiet der Classicität. Er brauchte zu seinem Messias die Versart Homers, zu seinen Gesängen altdeutscher Barden die des Horaz.«

Selbst angenommen, Hr. Menzel wäre mit dieser Behauptung, nach welcher Klopstock den Hexameter zu seinem Messias nicht brauchte, d. h. nicht nöthig hatte, Hr. Menzel wäre mit dieser Behauptung, obgleich sie so verkehrt als müssig ist, im Rechte, so würde dennoch Klopstock gerade durch diese ihm mit seinem Messias vorgeworfene »Verirrung« sehr segensvoll auf die deutsche Literatur, Sprache und Dichtung eingewirkt haben. Eingenommen gegen die damals üblichen und zum Theil verbrauchten Versarten suchte er nach einer neuen Form für das grosse Epos, mit welchem seine Seele sich trug, und indem er sich für den damals noch ungewohnten, durch ihn wesentlich

verbesserten, Hexameter entschied *) schuf er die deutsche Poesie und Sprache um und hob sie auf eine Weise und in einem Grade, dass er seine Zeitgenossen zur Bewunderung hinriss und man, mit Ausnahme der Anhänger des alten Schlendrians und neidischer Reimschmiede, jene Mängel des Gedichtes übersah oder verzieh, welche sich nachdem dasselbe seine Hauptwirkung gethan, seine Früchte getragen hatte freilich fühlbarer machen mussten.

Hr. Menzel nimmt an, dass der Messias auch bei und nach seinem ersten Erscheinen wenig gelesen worden sei, indem er behauptet, »schon Lessing sage, dass derselbe von jedermann bewundert, aber nicht gelesen werde.«

Aber Lessing sagen zu lassen was er ihn sagen lässt hätte Hrn. Menzel schon Goethe's Erzählung zu Ende des zweiten Buches von »Wahrheit und Dichtung« abhalten sollen, wonach ein »trockner Geschäftsmann«, Freund des Goethe'schen Hauses, den Messias »als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete und solches alle Jahre einmal, in der Charwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wusste, für sich im stillen durchlas und sich daran für's ganze Jahr erquickte . . . und wie

*) Danzel greift gänzlich fehl, indem er (Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke I, 243) sagt: »Pyra hat viel mehr musikalisches Ohr, viel mehr prosodische Sicherheit, als Lange; der Tempel der Dichtkunst ist in reimlosen Alexandrinern geschrieben, die abwechselnd männlich und weiblich endigen, was nicht ganz übel klingt; wir werden schwerlich fehlgreifen, wenn wir annehmen, dass Klopstock dieses Versmaass gewählt hatte, ehe er sich zum Hexameter entschloss.« Klopstock fing, bevor er sich zum Hexameter entschloss, den Messias in Prosa zu schreiben an, aber vermuthlich in einer Prosa, die schon den Hexameter in sich trug, wie Goethe's erste, in Prosa geschriebene, Iphigenie den Jambus.

sehr fand sich unser Freund im stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für seinen Heiligen so offen gesinnte Gemüther entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geschwister bemächtigten uns desselben wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtniss zu fassen.«

Der Messias hat überhaupt länger und allgemeiner als Erbauungsbuch gedient, und der Goethe'sche Hausfreund ist kein vereinzelttes Beispiel. In des Romandichters »August Lafontaine's Leben und Wirken von Gruber« (Halle, 1833) wird aus dessen Jugenderinnerungen (Lafontaine war 1758 geboren) erzählt, S. 39: »Lessing hat er oft, Gärtner, Ebert, Zachariä u. A. zuweilen bei seinem Vater (dem Hofmaler L.) gesehen, stets ihren Gesprächen gelauscht.... Klopstock allein hatte er noch nicht gesehen, aber durch die Familie des Bäckers Unverzagt, in welcher man mit dem Messias, als dem schönsten Erbauungsbuche, sehr vertraut war, eine unbegrenzte Verehrung für denselben eingesogen.« Hrn. Menzel selbst kann, wenn nicht seine Vorurtheile stärker wären als sein Gedächtniss, auch kaum unbekannt gewesen sein was wir aus des Schwäbischen Dichters Schubart Leben hier anführen wollen: »Schon als Knabe pflegte er Stellen aus dem Messias zu deklamiren; als Gymnasiast in Nürnberg erklärte er seinen Mitschülern dessen so eben erschienenen zweiten Theil; später, auf seiner Wanderung in der Pfalz, las er Männern und Weibern — so erzählt er selbst — die Werke unsrer besten Schriftsteller vor, aber in Augsburg organisirte er (1774) förmliche Lesestunden. Erst in Privathäusern, dann im öffentlichen Musiksaale las er anfangs die neuesten Stücke von Goethe, Lenz, Leisewitz, nebst Gedichten aus den Musen-

almanachen, vor, und da er Beifall fand wählte er Klopstock's Messias, um zu sehen, ob ein Rhapsode auch unter uns sein Glück machen würde. Und er machte wirklich unverhofftes Glück. Mit jedem neuen Gesange — erzählt er — vermehrten sich meine Zuhörer, der Messias wurde reissend aufgekauft, man sass in feierlicher Stille, schauernd, weinend, staunend, um meinen Lesestuhl her.« Ueber den Epigrammatisten Friedrich Haug, der ihn auf dem Hohenasperg besuchte, schreibt Schubart 1783: »Er kann die Messiade fast auswendig« *).

Die Worte Lessing's, welche Hr. Menzel vorgeschwebt haben mögen, sind das Sinngedicht:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?

Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.

Wir wollen weniger erhoben

Und fleissiger gelesen sein.

Auch in »Der deutschen Literatur« sagte Hr. Menzel, »dass man Klopstock immer bewundert habe, wenn man ihn auch kaum auszulesen im Stande war, worüber schon Lessing spottete.« Das Spotten kommt hier nur auf Menzel'sche Rechnung. Lessing stellt vielmehr, indem er zum fleissigern Lesen der Schriftsteller an die er denkt auffordert, Klopstock gerade als den gelesensten, gewiss aber als den gelobtesten, obenan; das Sinngedicht fällt in die Zeit, wo dessen Ruhm noch ganz neu, wo erst fünf Gesänge seines Messias erschienen waren; Goethe's Erzählung bezog sich auf die bis zum zehnten Gesange vorgerückte Ausgabe; die übrigen angeführten Beispiele betreffen fast nur den ganzen Messias, und aus dem allen geht zur Genüge hervor, dass die Zeitgenossen von Anfang bis zu Ende desselben nicht überdrüssig geworden sind.

*) Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen u. s. w. von David Friedrich Strauss. I, 303 f., II, 59,

Dass es aber von Anfang an sowohl Gegner und Verkleinerer, als Freunde und Bewunderer fand, lässt die Bedeutung des Gedichtes für seine Zeit nur um so mehr in die Augen fallen; denn was würden auch heute die Lessing und Goethe bedeuten wenn die Menzel aufhörten sie zu bewundern? Doch überwog, wie im Goethe'schen Hause, die Zahl der Verehrer. Lessing stellte sich entschieden auf deren Seite, auch hier Gottsched und die Gottschedianer bekämpfend, welche für die Poesie im Messias unempfänglich waren. Er nennt Klopstock »einen grossen Dichter«, »einen Dichter vom ersten Range« und sich selbst »einen Verehrer des Messias.« Er schreibt: »So, mein Herr? Fragen Sie mich nur desswegen, was ich von dem Reime halte, um mich hiernach mit desto grösserer Dreistigkeit fragen zu können, was ich von dem Messias des Hrn. Klopstock halte? Ueberhaupt scheinen Sie mir es schon zu wissen, dass ich mit unter seine Bewunderer gehöre.«

Die Frage, welche Lessing an sich richten lässt, hatte durch Klopstock's Messias und Oden nothwendig angeregt werden müssen. »In meines Vaters Bibliothek«, erzählt Goethe, »hatte ich bisher nur die frühern, besonders die zu seiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten, Dichter gefunden. Alle diese hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetische Werke unerlässlich.... Eine verdriessliche Epoche im Gegentheil eröffnete sich für ihn, als durch Klopstock's Messias Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet, dieses Werk anzuschaffen, aber unser Hausfreund, Rath Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.«

Wie lebhaft jener Streit für und gegen den Reim damals war, geht aus Lessing's Antwort hervor: »Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust mich zu versuchen und mir einen

übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst von einem armen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweizern« (d. h. von Freunden und Feinden des Reims) »umringt sieht, ein offenes Bekenntniss von dem Reime fordern? . . . Hören Sie also, was ungefähr meine Gedanken sind. Es scheint mir, dass diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene Haller, Hagedorn, Gellert, Uz zeigen genugsam, dass man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben kann. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn, als ein Grund ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schliessen Sie wohl, dass ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein; sondern ich dringe nur auch hier auf eine republikanische Freiheit, die ich überall einführen würde wenn ich könnte Man lasse einem Dichter die Wahl.« Aehnlich hatte er schon bei einer noch frühern Gelegenheit geäußert: »Die Reime für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten heisst einen Gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, dass sie oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben heisst das Beispiel der Alten missbrauchen. Man lasse einem Dichter die Freiheit.«

Jetzt, wo dieser Streit längst geschlichtet und entschieden ist, der Reim schönere Blüten als vorher getrieben hat, niemand aber mehr wie einst Goethe's Vater seine Unerlässlichkeit für dichterische Werke behauptet, könnte man sich doch ohne Bitterkeit darüber aussprechen und die Verdienste mit Ruhe würdigen, welche sich namentlich Klopstock, trotz seiner Einseitigkeit, ja durch dieselbe, um die

Entwicklung und Bereicherung der deutschen Dichtung erworben hat.

Von Hrn. Menzel wäre das zu viel verlangt. Er habe lebende oder todte, gute oder schlechte Männer vor sich, er behandelt sie alle mit derselben Unparteilichkeit, Wahrheit und Feinheit. »Klopstock's Oden«, sagt er, »erklären« (»erklärten« wäre richtiger und gerechter gewesen) »dem deutschen Reim den Krieg, als einer Barbarei, aus der sich die deutsche Muse, an der Hand der griechischen, emancipiren müsse. Er selbst dichtet daher nur in älcäischen, sapphischen, choriambischen u. s. w. Versen und in Hexametern. In einer Ode an Voss sagt er: Der gute Genius sei allein bei den Alten gewesen, statt dessen sei in die neuern Sprachen ein böser Geist mit plumpem Wörtergepolter, der Reim, gefahren Es ist merkwürdig, dass weder Klopstock noch Voss merkten, wie das Gepolter rein auf ihrer Seite war.«

Nicht ganz richtig gibt Hr. Menzel Klopstock's Worte wieder. Diese lauten:

Zween gute Geister hatten Mäonides'

Und Maro's Sprachen: Wohlklang und Silbenmass

Die spätern Sprachen haben des Klangs noch wohl;

Doch auch des Silbenmasses? Statt dessen ist

In sie ein böser Geist mit plumpem

Wörtergepolter, der Reim, gefahren.

»Eine Barbarei« nennt Klopstock den Reim demnach nicht, wenn er sich auch etwas stark über ihn auslässt und, mit Lessing zu reden, das Beispiel der Alten hier missbraucht; aber Hr. Menzel verfällt in ganz andere Uebertreibungen, indem er auf Klopstock's Oden folgende Ausdrücke und Ausfälle häuft: »Krampfhafter Unsinn«, »sprachliche ohrzerreissende Härten«, »hohle Exclamationen«, »entsetzliche Geschmacklosigkeit«, »confuses Posaunen im hohen Odenton«, »Anmassung«, »wechselseitige bis zur Lobasse-

curanz gediehene Ausposaunung der damaligen Poeten«, »eine eitle Prahlerei, eine Koketterie mit seiner werthen Person, mit der deutschen Jungfräulichkeit«; »führte die Gemüthseitelkeit in die deutsche Poesie ein«; »war der erste, der mit seinem Herzen wichtig that und gerade mit dem prahlte, was das bescheidenste sein soll; fast alle Widerlichkeiten der sentimentalen Poesie führen auf diese Quelle zurück«; »von der Natur ist in Klopstock's Oden wenig die Rede, ausser wo er die Sterne commandirt, nach dem Tact seiner schwülstigen Oden Gott zu beweisen.«

Lessing, bei welchem wir der Kürze halber stehen bleiben wollen, drückte sich auch über die Oden ein wenig anders aus. Von derjenigen an den König von Dänemark, welche den ersten fünf Gesängen des Messias (1751) vorstand, sagt er: »Es versteht sich, wenn der Verfasser des Messias eine Ode macht, so wird es in der That eine Ode sein. . . . Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie stückweise. Eine Schönheit wird die andere hervorbringen, und jede bleibt gross genug, unzählige, anfangs unbemerkte, in sich zu enthalten, wann ihr mit der Zergliederung fortfahret . . . Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine Horazische, voll majestätischen Wohlklanges, und ungemein geschickt, die Gedanken so rund zu machen als möglich. Die drei ersten Zeilen sind Asclepiadeisch und die vierte Glyconisch. Ueberall ist der Werth der Silben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um so viel mehr bewundern muss, je ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein bardisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Flaccus fühlen soll.« Wie er überhaupt diejenigen beurtheilte, welche damals Klopstock eben so wenig zu würdigen wussten, wie Hr. Menzel noch heute, zeigt er durch ein Beispiel. »Man darf«, sagt er, indem er

die Auslassung eines gleichzeitigen Dichters (Dan. Wilh. Triller) gegen den Messias im Auszuge mittheilt, »gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satyre reden sollen«, und in einer Anzeige von Gottsched's Gedichten bemerkt er: »Dem poetischen Geiste des Hrn. Professors das völligste Recht widerfahren zu lassen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb anführen, wo er sein zu entbehrendes Urtheil über den Messias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche lassen, in welchem es nur bei denen einen Eindruck machen wird, welche gestraft genug sind dieses grosse Gedicht nicht zu verstehen. Gesetzt, es hat einige Flecken, so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, vertheidigen kann.« In seiner Abfertigung der Angriffe Triller's ruft er aus was man auf Messias und Oden zugleich beziehen kann: »Lasst uns unserm Vaterlande Glück wünschen, dass seine Dichter, nach langen Verirrungen, den wahren Weg des Alterthums gefunden haben!« Also was heute nur frech und schamlos auftretende Unwissenheit eine »Verirrung« nennen kann, das war nach Lessing's Urtheil Rettung aus Verirrungen, und der Retter war Klopstock.

Lessing gehörte übrigens, wie sich von selbst versteht und auch schon in dem Angeführten liegt, nicht zu den blinden oder unbedingten Bewunderern des Messias. Zwischen diese, welche er vorzog, und die Gottsched, Triller oder Menzel stellte er sich in die Mitte. »Die Klopstockianer«, sagt er, »haben alles gethan, was man von ihnen fordern kann. — Die Klopstockianer? Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr mittelmässiger Weltweise erhält. — Sie haben die Schönheiten des Messias auseinandergesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewunderung angezeigt. Der Hr. Professor

Meier hat das Wort geführt, der Verfasser der Aesthetik, der geschickteste, von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, dass man sie empfinden solle. Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geschimpft.« Diess Schimpfen der Gegner Klopstock's hält Lessing für ein Zeichen schlechten Geschmacks; und es kann heute nichts Besseres sein. »Können«, fragt er in bejahendem Sinne, »unter des Messias Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke sein sowohl, als deren unter seinen Bewunderern sind?« und nun gesellt er sich selbst diesen Tadlern mit einer Bescheidenheit bei, welcher zu folgen zwar kein grosses Verdienst, aber darum doch immer noch löblich sein würde. »Einen elenden Dichter«, sagt er u. a., »tadelt man gar nicht, mit einem mittelmässigen verfährt man gelinde, gegen einen grossen ist man unerbittlich.« Er (Lessing) sei von der Schönheit des Messias so überzeugt, als die Feinde der Klopstock'schen Muse es kaum von der Schönheit ihrer eigenen Poesie sein könnten. Es gebe eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre mache. Man tadle den Hannibal, dass er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen seien, man diesen Vorwurf mache? Keinem! Und in solchem Sinne folgt dann seine gegen den Wortführer der »Klopstockianer« gerichtete geistreiche Kritik des Eingangs des Messias.

Hr. Menzel macht Klopstock für seine Nachahmer, für das »böse Beispiel«, welches er »den nachfolgenden deutschen Dichtern gegeben«, verantwortlich. Lessing dachte darüber anders. »Es ist mir lieb,« sagt er, »dass Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und dass Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche, durch ihre unglücklichen Nachahmungen, dieser erhabenen Dichtungsart ich weiss nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben.

Es gibt nur allzuvieler, welche glauben, ein hinkendes heroisches Versmass, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reimes wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg zu den grossen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reisst, bemühen sie sich anstatt erhaben, dunkel, anstatt neu, verwegen, anstatt rührend, romanenhaft zu schreiben Aber so geht es: wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu.« »Warum«, fragt er noch an einem andern Orte, »lässt man den Herrn Klopstock die Ungeheimtheit seiner Nachahmer entgelten? . . . Er ist aller Spöttereien und aller unglücklichen Nachahmungen ungeachtet . . . ein grosser Dichter.«

Alles was bisher aus Lessing angeführt wurde gehört der frühesten Zeit seiner kunstrichterlichen Thätigkeit an, bis zum Jahre 1753. In seinen Beiträgen zu den »Briefen, die neueste Litteratur betreffend«, aus den Jahren 1759 und 1760, bleibt er sich gegen Klopstock durchaus gleich. Die verbesserte und um fünf Gesänge vermehrte Ausgabe des Messias von 1755, über welche wir Goethe oben hörten, hat er der eingehendsten Aufmerksamkeit gewürdigt. Die Gesänge, sagt er, seien an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden. Veränderungen und Verbesserungen aber, die ein Dichter wie Klopstock in seinen Werken mache, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleisse studirt zu werden. Man studire in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befänden das seien Regeln. Welch einen

lobenswürdigen Fleiss der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet habe! Auf allen Seiten finde man Beispiele des bestimmteren Silbenmasses, der reineren Wortfügung und der Wahl des edleren Ausdrucks. Lessing macht ferner auf »Veränderungen« aufmerksam, welche »Schönheiten des Detail« betreffen, auf eingeschaltete »gewiss sehr schöne«, »ganz neue Stellen.« Aber auch die Kunst auszustreichen verstehe Hr. Klopstock, und es seien mit Recht manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer (die »Klopstockianer«) nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Doch seien auch »vortreffliche Stellen« gestrichen, welche Lessing sich »alle sorgfältig wieder in sein Exemplar eingetragen habe.«

Den fünf neuen Gesängen hatte Klopstock die Abhandlung Von der Nachahmung des griechischen Silbenmasses im Deutschen beigegeben, Lessing findet sie genial und nimmt sie entschieden gegen Tadel in Schutz, den sie anderwärts erfahren. »Mir gefällt«, sagt er, »die Prosa unsers Dichters ungemein, und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.« Nur wollte Lessing sich jetzt so wenig wie früher die Freiheit des Urtheils nehmen oder sich von den Klopstockianern zwingen lassen, alles ohne Unterschied von Klopstock zu bewundern. Er hatte dessen Abhandlung im »Nordischen Aufseher«: »Von der besten Art über Gott zu denken« getadelt und fertigt Basedow für die Art ab, wie dieser ihn desshalb angegriffen. »Ich versichere«, sagt er, »den Hrn. Basedow auf meine Ehre, dass ich dem Hrn. Klopstock in allem Ernste gewogen bin, so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber desswegen, weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne, muss er überall bei mir Recht haben? Mit nichten! Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein grosses Genie

erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. . . . Wer heisst den Hrn. Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freilich nicht, dass ich ihn gern philosophiren hörte.«

Lessing hatte in dem nordischen Aufseher auch drei Oden von J. C. Cramer d. h. von einem Dichter gefunden, den er durch sein Urtheil auszeichnet und nicht etwa mit den Gottsched, Triller, Omeis, von Scheyb zusammenstellt. »Hr. Cramer«, sagt er, »ist der vortrefflichste Versificateur . . . In allen seinen sogenannten Oden findet sich viel poetische Sprache und die beneidenswertigste Leichtigkeit zu reimen«, und hiermit wollte er Cramer nicht wenig gelobt haben, weil man »der vortrefflichste Versificateur« nicht sein könne ohne »ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke« zu sein. Aber auch zu Cramer verhält sich ihm Klopstock wie das Genie zum Talent, wie Milton zu Pope, und er fährt fort: »Es kommen aber noch zwei andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beiden; und das lässt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiss ich auch nicht viel sonderliches zu sagen. Es ist, wie des Hrn. Klopstock's Lieder alle sind, so voller Empfindung, dass man oft gar nichts dabei empfindet.«

Auch wegen dieses Urtheils (des einzigen von Lessing über Klopstock, welches sich Hr. Menzel mit den Worten zu nutze gemacht zu haben scheint: »Die geistlichen Lieder Klopstock's leiden an Empfindelei«) hatte Basedow mit Lessing angebunden, und dieser erwidert u. a: »Und so wenig ich aus des Hrn. Klopstock's Philosophie mache, eben so wenig mache ich aus seinen Liedern.«

»Aber das zweite«, fährt er weiter fort, »ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes oder vielmehr des Dichters ausgedrückte

Empfindungen über dieses grosse Object *). Sie scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Silbenmass haben.« Er führt einen Theil der Ode an und bemerkt darauf: »Aber was sagen Sie zu der Versart, wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Silbenmasses betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam sein, zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen Silbenmass abzufassen? . . . wäre es nicht besser, dass der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Silbenmasse schriebe und eine Arbeit gänzlich unterliesse, die ihm dieser doch niemals danket? —

*) Danzel verwechselt (a. a. O. I, 395) nicht nur das Lied mit der Ode und dehnt auf diese aus was Lessing gegen jenes gesagt hatte, sondern behandelt Klopstock überhaupt mit einer an einem Geschichtschreiber sonderbaren Parteilichkeit und Ungunst. Indem er für seine Person nicht unbillig und wegwerfend genug über denselben urtheilen kann, scheint er das Bedürfniss zu fühlen und sich die Aufgabe zu stellen, Lessing so viel als möglich von dem Flecken, mehr als Danzel an Klopstock gefunden zu haben, zu reinigen, denn über das Lob, welches jener diesem reichlich zollt, wird so leicht wie möglich hinweggegangen, der Tadel dagegen auf nicht zu rechtfertigende Weise vergrössert. — Irrthümlich nimmt Danzel, S. 83, an, dass Lessing schon während seiner Studienzeit mit Klopstock, der einige Monate vor ihm in Leipzig eingetroffen, bekannt gewesen sei. Sie lernten sich erst in Hamburg kennen, und Lessing sagte noch in den »Briefen, die neueste Litteratur betreffend«, vom J. 1760 gegen Basedow: »Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in * *« (Berlin).

Ja ich wollte noch weiter gehen und diese freie Versart sogar für das Drama empfehlen.«

Für das Drama wählte Lessing selbst später im Nathan den fünffüssigen Jambus; aber des Epos gedenkt er hier gar nicht und schlägt überhaupt nirgends ein Versmass vor, welches Klopstock dem Hexameter für den Messias hätte vorziehen sollen, so dass die Bemerkung Koberstein's *) befremden muss, es sei »unzweifelhaft, dass Lessing niemals Gefallen an den deutschen Hexametern fand wie er sie kennen gelernt hatte.« Das streitet schon mit Aeusserungen Lessing's, die oben angeführt wurden. War er von der Sprache des Messias in so hohem Grade erbaut, dann konnte ihm auch das Versmass nicht missfallen, denn jene hing mit diesem aufs engste zusammen. Indem er einem Beurtheiler der Abhandlung Klopstock's Von der Nachahmung des griechischen Silbenmasses im Deutschen in der allgemeinen deutschen Bibliothek vorwirft, »dass er derselben zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen«, bemerkt er: »Sogar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Hrn. Klopstock gänzlich übersehen. Sie betrifft das Geheimniss der poetischen Perioden, ein Geheimniss, welches uns u. a. den Schlüssel gibt, warum alle lateinischen Dichter in Ansehung der Harmonie so weit unter dem Virgil bleiben, obgleich jeder ihrer Hexameter, für sich betrachtet, eben so voll und wohlklingend ist, als jeder einzelne des Virgil.« Was er aber der Abhandlung nachrühmt richtig erinnert zu haben, das scheint ihm Klopstock, den er also in dieser Hinsicht dem Virgil an die Seite stellt, in dem Messias auch selbst geleistet zu haben; denn er sagt kurz vorher: »Dass der Verfasser selbst die Abhandlung ein blosses Fragment nennt hätte den Kunstrichter nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art

*) A. a. O. S. 1145,

kein schlechteres Fragment als noch bis jetzt der Messias selbst«.

Die angeführte Bemerkung bei Koberstein würde richtig sein, wenn sie lautete: es sei unzweifelhaft, dass Lessing niemals Gefallen an den deutschen Hexametern fand, wie er sie vor dem Erscheinen des Messias (und des Frühlings von Kleist) kennen gelernt hatte. Lessing spricht diess sogar ausdrücklich aus. Wie er über den deutschen Hexameter, nach dessen Beschaffenheit vor Klopstock, dachte ersehe man aus dem 18., 39. u. 40. der Literaturbriefe von 1759. Hier sei nur die entscheidende Stelle aus dem letzten angeführt: »Ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die, ausser diesem neuen Metrum selbst, nichts Vorzügliches haben, das heisst zu plump zu Werke gehen. Umsonst würden also auch bei uns bald ein Omeis, bald ein Gottsched die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt und nach ihren Kräften Beispiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch den Ausschlag gegeben hätten. Der Verfasser des Messias und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit« (1748 u. 1749 *) »mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beifall ich allein die Hoffnung gründe, dass sich der deutsche Hexameter erhalten werde.«

Lessing hielt demnach, im Jahre 1759 wie im J. 1751, den Gebrauch des Hexameters im Messias so wenig, als die in den Oden angewandten Versmasse für eine »Verirrung

*) Die drei ersten Gesänge des Messias erschienen 1748 in den Bremer Beiträgen.

in das fremde Gebiet der Classicität.« Hat Hr. Menzel diese Behauptung nicht so wie andere einfach in den Tag hineingeschrieben, so kann er sie Platen nachgeschrieben haben, aber nur mit seiner gewohnten entstellenden Uebertreibung; denn keiner der Neueren hat Klopstock's Verdienste mehr gefeiert und höher angeschlagen als Graf Platen. Im romantischen Oedipus nennt er ihn an einer Stelle neben und mit Lessing und Winckelmann »meinen grossen Klopstock«, an einer andern spricht er:

»Und so reifte heran die germanische Kunst *),
um entgegenzugehn der Vollendung!
Lang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch
nachahmende Fessel und seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreisst
in erhabener Odenbeflüglung
Und das Mass herstellt und die Sprache beseelt
und befreit von der gallischen Knechtschaft.

Was Hrn. Menzel vorgeschwebt haben könnte ist dass Platen in einem seiner Epigramme räth, »den Hexameter nur zu geringen Gedichten anzuwenden«, und der Meinung ist, »Klopstock habe wie viele mit ihm geirrt.« »Alles,« sagt er noch an einem andern Ort, »was wir aus der Fremde entlehnt haben, der Hexameter, die Stanze, die Terzine, mag als vortrefflich für kleinere, dem Idyllischen oder Lyrischen sich nähernde Gedichte anerkannt werden, für umfangreiche sind sie vollkommen untauglich.« Aber jedenfalls besitzen wir in Hexametern nicht bloss »kleinere« und »geringe« Gedichte, und wie wir ihn u. a. in Voss' erster Odysseeübersetzung, bei Goethe in grösseren und kleineren, bei Hebel in kleineren Gedichten (»Die Wiese«!) finden erscheint er so deutsch, so dem Geiste und der Prosodie der deutschen Sprache entsprechend, dass wir ihn nicht der

*) Des Gesanges.

Fremde entlehnt, sondern nur auf Anregung durch die Fremde entstanden nennen möchten, was von dem lateinischen Hexameter nicht weniger gilt, der eben so verschieden vom griechischen, als der echte deutsche von beiden ist. —

Hr. Menzel weicht in Beziehung auf Klopstock noch in einem andern und dem letzten Punkte, welchen wir berühren und mit dem wir zugleich zu seinen Angriffen auf Lessing übergehen wollen, von diesem ab.« »Ich möchte«, sagt er, »dem Messias am meisten vorwerfen, dass er von den That-sachen der Offenbarung und der kirchlichen Tradition abweicht und sich willkürliche und unpassende Erdichtungen erlaubt.«

»Hier fehlt nichts«, erwidert Lessing schon im J. 1751 einem ähnlichen Anfeinder des Messias, »als dass Hr. D. Triller nicht noch die orthodoxe Versicherung hinzufügt, dass der Messias voller ketzerischer Irrthümer sei«, und das Unpassende und übel Angebrachte solcher orthodoxen Versicherungen rügt er mit folgenden Worten: »Wenn der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spötereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man, auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdient. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniss weiss er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergisst und sich in der Bewunderung verliert Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, dass sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders, wann es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche immer noch den grössten« (einen

grossen) »Theil macht, ein gewisses Ansehen haben.«

Der Inhalt dieser Betrachtung sollte und müsste genügen einen rechtgläubigen Christen von heute, dessen Rechtgläubigkeit zugleich christliche Zwecke hätte, zu etwas anderm als zu Vorwürfen der Ketzerei gegen Klopstock's Messias zu bestimmen, denn die diesem nachgerühmte grosse Wirkung fiel in eine Zeit, welche Männer wie den Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente in ihrem Schoosse hegte, Männer, in denen oft je edler ihre Gessinnung war je heftigere Gegenwirkung gegen die geist- und herzlose Orthodoxie der Goeze und Genossen gährte, Männer welche, eben wie der Fragmentist, hoch über den letzteren standen.

Mit diesem Einwurf gebe ich mir aber eine Blösse, an der mich Hr. Menzel sogleich fasst. Wie, ruft er aus, Du willst mich mit Lessing und dem Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente schlagen, jener Fragmente, die Lessing herausgab und vertheidigte? ich, ein Vertheidiger Goeze's, ein Streiter für das was du »geist- und herzlose Orthodoxie« nennst, ich, dessen Bücher auf ein frommes Publikum berechnet sind, dessen Beifall sie finden, soll durch zwei so eng zusammenhängende Feinde des Namens Christi widerlegt werden?! Wenn ich auch kein Griechisch verstehe und die erste Ausgabe der Voss'schen Odyssee nicht kannte, was aber einen rechtgläubigen Christen nicht abzuhalten brauchte, darüber zu urtheilen, hier lache ich Deiner Kritik!

Bevor wir sogleich näher hierauf eingehen, wollen wir nur in aller Kürze vorausschicken, wie Hr. Menzel über die Wolfenbüttler Fragmente und den durch diese veranlassten Streit Lessing's mit Goeze zu einer Zeit geurtheilt hat, wo er noch eine andere als seine heutige Kundschaft bediente. In der zweiten Auflage seines Werkes »Die deutsche Literatur« von 1836 spricht er von dem »Kampfe Lessing's mit dem dummen Hauptpastor Götze in Hamburg« und von

»dem Siege des guten Kopfes über den schlechten«, nennt den Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente »einen edleren Geist«, der sich, wie er gut bemerkt, nur nicht »bewahrt« habe, und sagt u. a.: »Es ist nicht zu leugnen, dass diese theologischen Kantianer, ja selbst die reinen Zweifler, wie der Wolfenbüttler Fragmentist, als eine Opposition, wenn sie nicht einseitig mit ihren Extremen siegen, ein wohlthätiger Sauerteig im Protestantismus sind. Die Kritiker, die Helden des Verstandes, sind die Engel, die mit dem scharfen blitzenden Flammenschwerte der Denkkraft in das Paradies der Kirche gesendet sind, um die unwürdigen Bewohner auszutreiben.«

Diese Aussprüche widersprechen den jetzigen des Hrn. Menzel in solchem Grade, dass wir sie in dem Folgenden als gar nicht vorhanden betrachten müssen und wollen. Kann doch Hr. Menzel auch sagen, dass er eben seine Meinung geändert, und dass es nur darauf ankomme, ob die neue besser sei. Und der Meinung sind wir auch.

»Das Manifest«, so klagt er Lessing jetzt an, »welches derselbe gegen das Christenthum schleuderte, waren die Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten, im Jahre 1777. Diese berühmten Fragmente rührten von dem Hamburger Professor Reimarus her, wurden aber von Lessing herausgegeben und vertheidigt.«

In diese Anklage Lessing's hat sich bloss wieder eine für Hrn. Menzel zwar kleine, für uns aber sehr grosse — Unwahrheit eingeschlichen. Lessing hat die »Wolfenbüttler Fragmente« herausgegeben, d. h. herauszugeben angefangen; aber nur, dass er diess that, nicht sie selbst hat er »vertheidigt.« Wer das geflissentlich anders sagt, der will es mit Goeze's Nachfolgern nicht verderben, und wer es ohne Absicht anders sagte würde die Anti-Goezen und was dahin gehört entweder gar nicht gelesen oder gar nicht die Fähigkeit besessen haben sie irgend zu verstehen.

Lessing nahm in den Jahren 1777 und 1778, in welche die Herausgabe der Fragmente durch ihn, die Anti-Goezen u. s. w. fallen, denselben Standpunkt ein, von welchem aus er, was wir anführten, schon im Jahre 1751 den Dichter des Messias auch von seinen ästhetischen Gegnern wenigstens als »einen Vertheidiger unsrer Religion« geschätzt wissen wollte; denn der Messias sprach zur Empfindung, zum religiösen Gefühl, in welchem Lessing ein besseres Bollwerk des Christenthums erblickte, als im beschränkten und vorurtheilsvollen Haften damaliger Orthodoxie am falschverstandenen Buchstaben der Bibel. Aus diesem Gesichtspunkte sagte er damals noch: »Und dieses, ein Vertheidiger unserer Religion, ist der Verfasser des Messias mehr, als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise«; und ganz in demselben Geiste drückte er sich jetzt aus. Noch bevor die heftigen Angriffe auf die Fragmente und ihren Herausgeber begonnen hatten erinnert er, in den Gegensätzen zu jenen: »Wie vieles lässt sich noch auf alle diese Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn sich auch, schlechterdings nichts darauf antworten liesse, was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen sein; aber auch der Christ? Der gewiss nicht! Jenem höchstens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, so erschüttert zu sehen, die Strebpfeiler so niedergerissen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, sie so schön verwahret hatte. Aber was gehen den Christen dieses Mannes Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig **fühlet**.« Bald darauf wiederholte er: »Ich habe gesagt, wenn man auch nicht im Stande sein sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen so geschäftig ist, so bliebe

dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben.«

Aehnlicher Stellen findet man in den Anti-Goezen mehr. Wider den Vorwurf, mit welchem wir uns zu beschäftigen haben, dass er die von ihm herausgegebenen Fragmente auch »vertheidigt«, »sich zu ihrem Advokaten aufgeworfen«, hat Lessing sich schon selbst nicht nur durch die That, d. h. durch seine Bemerkungen über und gegen dieselben, sondern auch mit ausdrücklichen Worten verwahrt, da derjenige, der ihn gegen Lessing erhoben hatte, kein anderer war als Goeze selbst; und indem Hr. Menzel den gewiss nicht kleinen Muth hat, in dessen Fussstapfen zu treten, »dem frommen Eifer«, welchen er ihm nachrühmt, auch nachzueifern, beweist er allerdings die Fähigkeit, sich für sein Geschäft zu opfern.

»Nein, nein!« erwiderte Lessing auf die Goeze-Menzel'sche Beschuldigung, »... ich habe nirgend gesagt, dass ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig so wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt, vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, dass ich der Meinung meines Ungenannten zugethan sei: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befasst, nie das geringste geschrieben oder öffentlich behauptet was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu sein. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, worin ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge (Neologen) vertheidigt habe. Diese Kleinig-

keiten kennt der Herr Hauptpastor grösstentheils selbst, und er hat mir ehemals mündlich und gedruckt seinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichtes, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unserer Trennung zu erlangen eben so viel Begierde, als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe als er? Gewiss nicht, gewiss nicht; ich bin noch der nämliche Mensch« u. s. w.

Warf Lessing hiermit nicht auch dem Fragmentisten Kurzsichtigkeit vor, sagte er hiermit nicht auch von ihm, dass er an einer Klippe gescheitert sei, die Lessing sogar in seiner Jugend vermieden habe? Dieser vertheidigte jenen, noch ehe man wusste, dass ein im Leben als Mensch und Gelehrter so geachteter Mann wie Reimarus die Fragmente verfasst hatte, nur gegen ungegründete und ungerechte Verdächtigungen seiner Person und seines Charakters und gegen schiefe und eben so kurzsichtige, ja kurzsichtigere Angriffe auf sein Werk. »Wenn man«, sagt Lessing an verschiedenen Stellen, »aber nun schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — gründlich und bündig kann man sein, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt — nichts als Fragmente mittheilen können und wollen, wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischem Achselzucken . . . über ihn herfährt . . . so muss ich freundschaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig sanfter zu halten. . . . Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt,

wer der ehrliche, unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt, wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden muthwilligen Laffen erniedriget hätte. Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person widerfahren lasse, die Gerechtigkeit seiner **Sache** steht auf einem ganz andern Blatte . . . Herr Pastor, nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht; der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmässig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, nicht **Sache** gegen **Sache**, zu schätzen: so war dieser Ungenannte des Gewichts, dass, in aller Art von Gelehrsamkeit, sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind.«

Sogleich im Beginne des Streites stellte Lessing sein Verhältniss sowohl dem Fragmentisten, als den Theologen gegenüber in folgender Weise fest: »Mein Ungenannter behauptet: Die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen. Ich erwidere: Die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen. Nun kommt ein Dritter und sagt: Die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht. . . . Ich glaubte allerdings, dass auch in den einzelnen Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nichts Besseres und Gründlicheres geschrieben worden, als eben diese Fragmente. Ich glaubte allerdings, dass z. B. ausser dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte, noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissentlich

ins Licht gesetzt worden. Das glaubte ich; das glaube ich noch. War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinaus wollte? Mit nichten! Ich gab den Vordersatz zu und leugnete die Folge. Ich gab den Vordersatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen (sogenannten) Harmonieen bestellt sei. . . . Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus eben dasselbe Ereigniss, etwa eben dasselbe Treffen, eben dieselbe Belagerung, jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, dass die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen: hat man darum jemals das Ereigniss selbst, in welchem sie übereinstimmen, geleugnet? hat man sich nie getrauet, es eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspänstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stössigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen müssen? Das wahre Bild unsrer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! . . . Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, dass wir sie nicht um jede Silbe auf die Folter spannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?«

Lessing missbilligte hiernach nicht minder das Verfahren des Fragmentisten, aus den Widersprüchen in den Nachrichten der Evangelisten nachtheilige Schlüsse auf die Wahrheit der evangelischen Geschichte selbst zu ziehen, als dasjenige seiner theologischen Gegner, diese Wahrheit dadurch retten zu wollen, dass sie jene Widersprüche ganz leugneten. Die letzteren gaben aber, aus dogmatischen Vorurtheilen,

nicht zu, dass Lessing Recht hätte. Darüber klagt dieser: »Dass ich sage: ich räumte nur seinen« (des Fragmentisten) »Vordersatz ein und leugnete die Folgerung, das macht meine Sache nicht um ein Haar besser. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben so wichtig, den Vordersatz zu leugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja sie glauben die Folgerung« (nämlich die eigne Folgerung) »nur weil und sofern das Gegentheil des Vordersatzes« (nämlich des Vordersatzes des Fragmentisten) »seine Richtigkeit hat.«

Hatte und hat dieses Gegentheil aber nicht seine Richtigkeit, so arbeiteten sie durch ihren dogmatischen, die Bibel gar nichts angehenden, Eigensinn nur den Feinden des Christenthums in die Hände, und Lessing vertheidigte dieses gegen beide: gegen irrende Feinde, wie gegen irrende Freunde. Gegen die erstern sagt er in den »Gegensätzen« u. a.: »Die Zeugen der Auferstehung Christi sind nicht die nämlichen Personen, die uns die Nachricht von der Aussage dieser Zeugen überliefert haben . . . Der grosse Prozess, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhängt, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die heidnische und jüdische Religion gesiegt. Es ist da. Und wir sollten geschehen lassen, dass man« (wie der Fragmentist) »uns diesen gewonnenen Prozess nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schliessen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen nochmals, nach zweitausend Jahren, revidiren wolle? Nimmermehr! Vielmehr: so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten als man will! Es sind nicht die Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber, nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen.« Gegen die zweiten, die irrenden Freunde des Christenthums, bemerkt er: » . . . Bei mir bleibt die christliche Religion die nämliche; nur dass ich die Religion von

der Geschichte der Religion will getrennt wissen . . . ; nur dass ich die Einwürfe die gegen das Historische der Religion gemacht werden für unerheblich erkläre, sie mögen beantwortet werden können oder nicht; nur dass ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will; nur dass ich die Prahlerei der Theologen nicht leiden kann, welche dem gemeinen Manne weiss macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet . . . Die Bibel enthält eine göttliche Offenbarung und die Bibel ist eine göttliche Offenbarung sind nicht synonymische Ausdrücke.«

Ueber die ihm vorgeworfene »Vertheidigung« des Fragmentisten erklärt er: »Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, dass man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren lässt, die ihm gebühret; weil ich finde, dass man es sich eben so leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, dass man ihm die Karten in die Hand practiciret, die man sich am besten zu stechen getraut: muss ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen!«

Also nicht die Fragmente, sondern nur dass er sie herausgab hat Lessing vertheidigt, und obschon diess ohne Zweifel für Hrn. Menzel gleichbedeutend ist, so konnte er es gleichwohl nach Goeze's Vorgange auch sagen *).

Mit solchen Beweisen wie die »Vertheidigung« der Wolfenbüttler Fragmente im Vorrath hatte Hr. Menzel

*) Ueber den wichtigen, gewöhnlich unberücksichtigt bleibenden, aber von Lessing sehr betonten, Umstand, der, wenn auch nur als Nebengrund, zur Herausgabe der Fragmente auforderte, dass nämlich dieselben in zahlreichen Abschriften in Norddeutschland umgingen, vgl. meine Schrift: »Lessing und Goeze u. s. w.« S. 223 ff. und die kleinere: »Ueber Echtheit und Werth der u. s. w. Briefe von und an Elise Reimarus«, S. 15 f.

wohl das Recht und seinen getreuen Lesern gegenüber auch die Pflicht, Lessing für einen Feind des Christenthums zu erklären. »Allen andern Dichtern aber,« sagt er, »die gegen das Christenthum zu Felde zogen, gehe der berühmte Lessing voran.«

Aber als gewissenhafter Mann, der bis zum Ueberfluss überzeugen will, lässt er es bei dem einen Beweise, so genügend er doch schon war, nicht bewenden, sondern bringt sogleich einen andern, noch viel schlagenderen hervor. Er fährt nämlich fort: »Dieser behielt sich das Recht eines freien Geistes vor, keine Autorität zu glauben, sondern sich seine Ueberzeugungen erst selbst, sei es aus Erfahrung, sei es durch Schlüsse, zu bilden. Er sagte: wenn man ihm mit einer Hand die Wahrheit, mit der andern den Irrthum böte, würde er nach dem Irrthum greifen, nur um die Wahrheit suchen zu müssen.«

Hr. Menzel knüpft an diesen weitem Lessing'schen Frevel, denn dafür muss man ihn wohl erklären, die fromme Betrachtung, »dass dem Geschöpf denn doch so viel Stolz dem Schöpfer gegenüber nicht gebühre, und dass es einem Lessing keine Schande gemacht hätte, wenn er sich auch vor Christo gebeugt haben würde.« Aber wie kann es »Stolz dem Schöpfer gegenüber« sein, »sich seine Ueberzeugungen erst selbst, sei es aus Erfahrung, sei es durch Schlüsse, zu bilden«? Ist uns die Erfahrung zu etwas anderm gegeben, als Schlüsse aus ihr zu ziehen? und wer hat je eine Autorität geglaubt, ernstlich, nicht bloss vorgeblich geglaubt, ohne erst ihre Wirkung auf sich erfahren, ihre Natur und ihren Werth an sich selbst kennen gelernt zu haben? Je frommer ein Christ, je inniger seine Ueberzeugung, desto mehr hat er die Wahrheit des Glaubens, welcher ihn beseligt, auch erfahren, desto mehr wächst und befestigt sich dieser in ihm mit zunehmender Erfahrung.

Aber Hr. Menzel hat es nicht einmal für nöthig oder passend gehalten, den von ihm getadelten Ausspruch Lessing's in seinem Zusammenhang und nach seinem Wortlaut anzuführen. Vollständig und wörtlich lautet derselbe wie folgt: »Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! — ich fiel ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!« Obgleich hier gar nicht von geoffenbarter göttlicher Wahrheit die Rede ist, sondern von derjenigen Wahrheitsforschung, ohne welche auch die christliche Wahrheit vor ihren ehrlichen und unehrlichen Gegnern, wie durch ihre verkehrten und falschen Anhänger längst erlegen wäre, so kann doch, ja so muss selbst der aufrichtig fromme Christ sich diese Worte ganz aneignen, denn auch für ihn ist Stillstand Rückgang, und zu demjenigen worin er wachsen soll und will gehört auch die Erkenntniss der christlichen Wahrheit. »Der Besitz«, sagt Lessing, d. h. die eingebildete oder angebildete eitle Meinung, die christliche Wahrheit bei sich zu führen, sie hinter Verschluss zu halten, sie schwarz auf weiss zu haben, »mache träge und stolz«. Und ist es denn nicht ein Zeichen von »Stolz«, wenn Hr. Menzel, pochend auf diesen sichern »Besitz« der Wahrheit und des christlichen Glaubens, seine

Bannstrahlen gegen Männer schleudert, die solche Sicherheit um ihrer auch an Leuten wie eben Hr. Menzel sichtbaren Folgen willen fürchteten? ist es kein Zeichen von »Trägheit«, dass er so handelt, ohne sich mit der geringsten Spur von Fleiss nach den Absichten, ja nur nach den Worten dieser Männer umzusehen?

Welche Genugthuung darf daher nicht jeder Freund der Wahrheit im Sinne und im Namen Lessing's darüber empfinden, dass dessen Ausspruch sich sogar durch die Geschichte und Entwicklung der Theologie seit seinem Tode als richtig bewährt hat; denn wo sind noch, wie bei seinem Leben, angesehene orthodoxe Theologen zu finden, die sein früher angeführter Satz »ärgerte«, mit welchem er sich mitten zwischen die »Theologaster« oder »Orthodoxisten«, wie er sie nannte, seiner Zeit und den Fragmentisten stellte: »Die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen«, oder wo gibt es heute einen gläubigen frommen Theologen von Verstand, der nicht mit Freuden und Befriedigung Lessing's Forderung unterschriebe: dass Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes eben so frank und edel von uns behandelt werden sollen als Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus? Einem Goeze war das noch nicht begreiflich zu machen, er konnte und wollte in der Forderung nur eine Beleidigung Gottes und eine Herabwürdigung der wörtlich von Gott inspirirten Bibel erblicken; und von einem »modernen Literaten« wie Hr. Menzel wäre es zu viel verlangt, dass er etwas von der Sache verstünde. Müsste ihn doch die geringste Kenntniss für sein Publikum untauglich machen und im Schreiben aufhalten, worin er jetzt unbeschwert und ungehindert fortfahren kann; denn er hat ja noch ganz andere und viel stärkere Beweise von Lessing's unleugbarer Feindschaft wider das Christenthum zur Hand, aus denen die Richtigkeit der früheren, wie falsch

sie gewesen wären, dennoch folgen würde. Er führt nämlich an: »In einem Briefe vom 9. Jan. 1771 an Moses Mendelssohn nannte Lessing das Christenthum »»das abscheulichste Gebäude des Unsinn, dessen Umsturz der Christ nur unter dem Vorwande, es zu unterbauen, fördern könne««, und pries den Juden glücklich, der diese Rücksicht nicht zu nehmen brauche«. Wie weit es mit dieser Anführung seine Richtigkeit habe, davon wird der Leser sich durch den Augenschein überzeugen. Doch müssen wir, bevor wir auch hier die wirklichen und vollständigen Worte Lessing's wiedergeben, zu ihrem völligen Verständniss Folgendes vorausschicken.

Lavater hatte Moses Mendelssohn seine Uebersetzung von Bonnet's »Untersuchung der Beweise für das Christenthum« zugeeignet und ihn, wie Mendelssohn sagt, »in der Zuschrift vor den Augen des Publikums beschworen, »»diese Schrift zu widerlegen, wofern ich die wesentlichen Beweise, womit die Thatsachen des Christenthums (darin) unterstützt sind, nicht richtig finde; wofern ich aber dieselben richtig finde, zu thun was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit mich thun heissen; was ein Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden««, d. i. die Religion meiner Väter zu verlassen und mich zu derjenigen zu bekennen die Hr. Bonnet vertheidigt.« Moses Mendelssohn antwortete in einem »Schreiben an den Hrn. Diakonus Lavater in Zürich«, und dieser in seiner gleichfalls öffentlichen Erwiderung gestand ein: »dieser Schritt, der Sie so sehr befremdet, ist beinahe allen meinen Freunden und insonderheit den auswärtigen, vornehmlich aber dem Hrn. Bonnet, übereilt vorgekommen, dieser letztere missbilligte ihn sehr.«

Die Mässigung, womit Mendelssohn auf die Aufforderung Lavater's geantwortet, die Art wie dieser seine Uebereilung wieder gut gemacht hatte, gereichten beiden zur Ehre und

vermehrten des ersteren Ansehen. Gleichwohl meldete Mendelssohn Lessing'en nur ein Jahr später, im Decbr. 1770: »Haben Sie in der Jenaischen Zeitung gelesen was Hr. Lavater in seinem Reisebuche von mir aufgezeichnet und im Consistorio zu Zürich vorgelesen hat? Ich habe ihm darüber geschrieben und erwarte seine Antwort; denn schweigen dürfte ich dazu vielleicht nicht und was ich sagen werde wird sowohl ihm als mir Verdruss machen.« Lavater antwortete Mendelssohn: »Der lateinische Aufsatz« (derselbe bezog sich gleichfalls auf Mendelssohn's Verhältniss zum Christenthum, auf sein Festhalten am Judenthum ungeachtet des Lobes, welches er für die Person Christi und des Tadels welchen er für dessen Feinde habe *) »sei nicht nur ohne seine Einwilligung und ohne alles sein Wissen, sondern zu seinem grössten Verdrusse, Gott wisse durch welche ihm unbegreifliche Canäle in die »Jenaische Gelehrte Zeitung« gekommen . . . Derselbe sei nicht von ihm, sondern von seinem seligen Freunde, der mit ihm reiste«; und er billigte ihn wenigstens nicht durchaus. Auch schickte er Mendelssohn einen »Aufsatz« für die Jenaische Gelehrte Zeitung, durch welchen dieser sich »vollkommen beruhigt und zufriedengestellt« erklärte. Von diesem weiteren Verlauf

*) Es wird in dem Aufsatz über Moses Mendelssohn zwar u. a. gesagt: er sei *praejudiciorum tamen contra nostram divinam religionem quasi inexpugnabili custodia praesidioque ita circumcinctus, ut praeter deum nemo ad veri Messiae castra eum traducturus unquam esse videatur*, es wird aber auch vorausgeschickt, dass er sei a nefandis Judaeorum contra Jesum nostrum *praejudiciis blasphemisque alienus*, dass er Christum optimum hominem et ingenuum vitiorum et . . . fortissimum expulsorem nenne und das Benehmen der Juden, der Sadducäer und Pharisäer gegen ihn verwerfe und verabscheue (*damnet et abhorreat*) u. s. w.

der Sache wusste aber Lessing nicht, als er Mendelssohn in dem von Hrn. Menzel benutzten Briefe antwortete.

Hierdurch wird zunächst schon der Ton des von Lessing Gesagten erklärlicher. Was den Inhalt betrifft, so muss an dasjenige erinnert werden was Lessing, auf Veranlassung des ersten Vorfalls zwischen Mendelssohn und Lavater, am 2. Jan. 1770 an Nicolai schreibt: »Was macht unser Moses? Ich bedauere ihn, dass er von einem Menschen so comprimittirt wird, von dem er sich seine Freundschaft nicht hätte sollen erschleichen lassen. Lavater ist ein Schwärmer, als nur einer des Tollhauses werth gewesen. Er macht schon kein Geheimniss mehr daraus, dass er Wunder thun kann, zu Folge seiner Meinung, dass die Wundergabe das Kennzeichen eines wahren Christen sei.« Diese Worte, welche nur eine Seite Lavater's, und zwar eine sehr schwache, hervorheben, zeigen um so stärker, je herber sie sind, wie Lessing in der Beziehung auf welche es hier wenigstens ankommt über ihn urtheilte, und dieses Urtheil fällt um so schwerer ins Gewicht, als auch der mit Lavater befreundete und für ihn eingenommene Hamann noch am 3. Mai 1786 an Jacobi schreibt: »Schreib mir doch . . . ob Lavater noch mehr Wunder braucht, um von der Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre die er bekennt überführt zu sein.«

Bedenkt man ferner, welche Bedeutung die Frage über das Wunder seit jener Zeit in der Theologie je länger je mehr erlangt hat, so muss man in Lessings scharfem Ausspruch nicht mit Hrn. Menzel einen Angriff aufs Christenthum, sondern einen solchen auf eine dem Christenthum schädliche Einseitigkeit finden und auch hier den Scharfsinn anerkennen, womit Lessing's Geist die Zukunft durchdrang. Noch ein anderes Mal rügt er »die Uebertreibung des Wunderbaren« in der Bibel, d. h. die Uebertreibung, welche man sich in der Betrachtung und Behandlung der in der Bibel,

besonders dem N. T., erzählten Wunder zu schulden kommen lässt, theils mit der Wirkung, dass die Glaubwürdigkeit der dort erzählten Geschichte dadurch geschwächt wird, theils in der Absicht, diese Wirkung zu verstärken; denn die Extreme berühren sich, und eines hilft dem andern nach.

Nachdem wir diess vorausgeschickt können wir die von Hrn. Menzel in der angeführten Weise missbrauchten Worte Lessing's in dem Briefe an Mendelssohn folgen lassen: »Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in der Jenaischen Zeitung von Lavatern auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.«

Dass Lessing hier »das Christenthum« gemeint und den gemässigten, besonnenen Mendelssohn für fähig und bereit gehalten, ja ihn aufgefordert habe, feindlich gegen dasselbe aufzutreten, ist die angeführte Ansicht von Hrn. Menzel, und die musste ihn berechtigen, in der gleichwohl durch Anführungszeichen als Lessing's eigenste Worte bezeichneten Stelle »andere ehrliche Leute . . . können« zu vertauschen mit »der Christ . . . könne«; und man bedenke, was das bei Hrn. Menzel, nach vorausgeschickter Auslegung »des abscheulichsten Gebäudes des Unsinn« durch »das Christenthum« zu bedeuten habe! Ohne diese Auslegung würden auch bei Lessing »andere ehrliche Leute« ganz gleichbedeutend sein dürfen mit »Christen«, ja diese sind allein unter jenen, und unter »dem abscheulichsten Gebäude

von Unsinn« ist gerade dasjenige vorgebliche christliche Lehrgebäude zu verstehen, zu welchem die Mittel passen, wodurch auch Hr. Menzel es »stützen und unterbauen« hilft.

Dass aber Lessing das christliche orthodoxe theologische System nur in seiner Ausartung und Entstellung durch die Goeze, ihre Vorgänger und Nachfolger für das abscheulichste Gebäude von Unsinn hielt, verstände sich ganz von selbst, wenn er es nicht auch oft und deutlich genug ausgesprochen hätte. Mit wie schneidender Schärfe hebt er z. B. nicht den Unterschied zwischen der Orthodoxie eines Luther und derjenigen eines Goeze, welcher sein Leben lang die Anmassung hatte für den treuesten Bekenner, gründlichsten Kenner und berechtigten Vertreter der Lutherischen Theologie gelten zu wollen, in den wenigen Worten hervor: »Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? Sie? der Sie auch nicht einmal Luther's Schulsystem zu übersehen im Stande sind?« Denn bei Luther war ihm sinnreich was ihm bei Goeze als kopf- und sinnlos erschien. Das echte orthodoxe System stellte er sehr hoch und nahm es gegen die seichte Neologie nicht nur, sondern auch gegen die nackte Verneinung seiner, wie unsrer, Zeit in Schutz; bei dieser mittleren Stellung war es ihm und ist es noch heute allen ernsteren, allen tiefer und weiter blickenden Christen allein um das Christenthum selbst zu thun. Diese Stellung zwischen äussersten Parteien gibt sich auch in den Worten zu erkennen, welche er schreibt als die Wolfenbüttler Fragmente und der Gedanke an ihre Herausgabe ihn zu beschäftigen anfangen: » . . . Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir nun schon einmal leben, und zu unsrer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer (Ferguson) schon manche

von weitem. Wie auch solche die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, dass, wenn ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Dass ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle wo sie des Nachdenkens müde geworden. Ob dieses nicht auch manchmal der Fall unseres Ungenannten (Reimarus) gewesen, will ich nicht so geradezu leugnen.«

Beachtet man, dass diese Worte sich gleichfalls in dem Briefe an Moses Mendelssohn vom 9. Jan. 1771 finden und der Stelle vorhergehen welche Menzel Lessing'en zum Vorwurf macht, so erscheint die Behauptung, mit »dem abscheulichsten Gebäude von Unsinn« sei das Christenthum selbst gemeint, doppelt gehässig und ausserdem, um selbst Hrn. Menzel zu verstärken, doppelt »absurd.«

Lessing's schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich seit 1770, in welchem Jahre seine von den Orthodoxen, darunter selbst von Goeze, mit Beifall aufgenommene Schrift über Berengarius erschien, vorwiegend um theologische und philosophische Fragen, und über die Zwecke und Absichten welche er dabei habe gibt er sich und andern fortwährend Rechenschaft.

In dem berühmten Briefe vom 2. Febr. 1774, in welchem Jahre er in dem dritten »Beytrag zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel« das unbedeutendere und wenig beachtete erste »Fragment eines Ungenannten« (»Von Duldung der Deisten«) herausgab, schreibt er seinem Bruder Karl Gotthelf, der sich in die dem theologischen Gebiet angehörenden Abhand-

lungen im ersten und zweiten »Beytrag« von 1773 (z. B. »Leibnitz von den ewigen Strafen«) nicht hatte finden können: »Mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie verstehst Du sehr unrecht. Ich sollte es der Welt missgönnen, dass man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, dass ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene grossen Absichten befördern zu helfen. Lass mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiss, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, dass man es ohne Bedenken weggiesse, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?«

Man stosse sich nicht an den starken Ausdrücken, deren Lessing sich auch hier nur in einem Privatbriefe, gegen einen Vertrauten und zugleich mit Berechnung auf diesen, bedient, und deren er sich nicht in einer Schrift bedient haben würde, die für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen wäre. Lessing unterschied zwar zwischen der Orthodoxie und dem Christenthum, hielt es aber nicht für so leicht, wie sein Bruder und die Nicolai, eine neue, dem alten orthodoxen Systeme in ihrer Art an Tiefe und Gediegenheit gewachsene Auffassung des Christenthums aufzustellen, und er steht heute noch ebenso wie damals denen gegenüber, welche auch in unsren Tagen eine Neubegründung des Christenthums für eine leichte Sache hielten und halten, die sich ohne Gott durch die Massen mit Männern wie Ronge und Dowiat an der Spitze bewerkstelligen lasse, oder welche

in tendenziösen geschichtlichen Werken die Hutten als die Männer darstellen, deren wir ohne die Luther bedurft hätten. Er schreibt, indem er theils Männer wie Goeze, theils Männer wie den sich mit Goeze katzbalgenden Basedow und ihre theologischen Anhänger im Auge haben mochte, demselben Bruder ein Jahr früher: »So habe ich wirklich, meinst Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meinst, ich habe es nicht bedacht, dass auch sie damit weder zufrieden sein können noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr, als Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, dass, wenn man sie aufkommen lässt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.« Hätte Lessing gewisse unsrer neumodischen Philosophen kennen gelernt, so würde er von ihnen vielleicht gesagt haben: »Die Philosophen viel zu wenig und Theologen lange nicht genug sind«, und die Lust, »mit der Zeit mehr zu tyrannisiren, als es die Orthodoxen jemals gethan« würde er wohl auch bei sehr vielen, wie sie von sich überzeugt sind, sehr frei und vorurtheilsfrei Denkenden unsrer Tage nicht vermisst haben.

Wie wenn es gegen unsre Zeit gerichtet wäre fährt Lessing in dem Briefe vom 2. Febr. 1774 fort: »Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande, man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reisst diese Scheidewand nieder und macht uns, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen.«

In unsrer Zeit ist man freilich noch weiter gegangen und hat jene Scheidewand nicht etwa bloss niedergerissen, sondern geleugnet, dass sie für den Denkenden, den Philosophirenden überhaupt bestehe. Aus diesem Gesichtspunkte hat man die Religion als etwas der Philosophie Untergeordnetes und für den der sich auf die letztere verstehe Ueberflüssiges und Abgethanes erklärt *). Hierüber dachte Lessing offenbar anders. Er wollte eine Scheidewand zwischen Orthodoxie und Philosophie gezogen und erhalten wissen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen könne, ohne die andere zu hindern, er hielt also jede für etwas Eigenthümliches und Besonderes, für etwas nicht durch die andere Ersetzbares; so nahe sich beide auch berühren mögen, so sehr sie stets auf einander einwirken werden. Dass er aber unter der Orthodoxie die christliche Religion mitverstehe, geht daraus hervor, dass er jene weder durch Philosophie, noch durch ein zwischen Philosophie und Theologie schwebendes Halbes, sondern durch neu begründete christliche Religion, durch berichtigte Orthodoxie ersetzt wissen will. Die Erreichung dieses Zieles hielt er aber nicht für so leicht, wie damals viele und jetzt sehr viele, und darum räth er zur Vorsicht und zu Schonung des Alten, darum will er unreines, oder durch die Art des Gebrauches bald mehr, bald weniger getrübt, Wasser nicht voreilig weggeschüttet wissen. Das drückt er noch durch ein anderes Gleichniss aus, in demselben Briefe: »Meines Nachbars Haus droht ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen,

*) Vgl. den Aufsatz: »Zur Beurtheilung der christlichen Glaubenslehre von Strauss; zugleich: Ueber den Unterschied zwischen Religion und Philosophie« auf S. 101—139 meines oben, S. 21, angeführten Buches; ferner »Lessing und Goeze u. s. w.« S. 293 ff.

sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen.« Lessing will seinem Nachbarn wohl zu einem Neubau, nicht aber zu einem solchen Flick- und Stückwerk an dessen altem Hause behülflich sein, durch welches Lessing's, oder des Nachbars vom Nachbarn, eigenes Haus gefährdet werden könnte. Besitzt der Nachbar das zu einem Neubau Erforderliche, wozu auch ein Baumeister gehört, nicht, so will Lessing ihm sogar das Recht streitig machen, mit seinem Hause Verbesserungsversuche zum Schaden Dritter anzustellen. Denn dass der Nachbar sein Haus könne abtragen sollen, um es gar nicht wieder aufzubauen, sondern sich auf nackter Erde mit philosophischer Eichelkost zu begnügen, auf diesen Einfall heutiger Bautheoretiker ist ein Mann wie Lessing nicht verfallen.

»Neuerungen machen«, lautet ein Ausspruch von ihm, »kann sowohl der Charakter eines grossen Geistes sein, als eines kleinen«, und er dachte und hoffte vielleicht, dass statt der kleinen Geister, welche in seinen, wie in unsern Tagen auf dem religiösen Gebiete den Kitzel fühlten zu neuern, hier auch einmal grosse, von Gott dazu berufene, Männer auftreten könnten, welchen nichts vorwegzunehmen, welchen nur mit Weisheit vorzuarbeiten die Pflicht der Verständigern sei.

»Darin«, sagt er, immer in demselben Briefe an seinen Bruder, »sind wir einig, dass unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, dass es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiss kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Verstand mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit mehr Einfluss auf Ver-

nunft und Philosophie«, (das soll heissen: gewaltthätiger gegen Vernunft und echte Philosophie) »als sich das alte anmasst. Und doch verdenkst Du es mir, dass ich dieses alte vertheidige?«

Wie es des Verfassers »der Erziehung des Menschengeschlechtes« würdig, liegt in der Hochachtung, welche er gegen die Orthodoxie oder »unser altes Religionssystem« denen empfiehlt, welchen sie fehlte, auch etwas sehr Pädagogisches, welches um so wirksamer sein sollte, als er selbst jenes alte System als solches, d. h. abgesehen vom Christenthume darin, nicht mehr glaubte, nicht mehr für wahr und ausreichend hielt. Denn aus welchem andern Grunde nimmt er es gegen die Neuerungslustigen in Schutz, als damit diese lernen sollten, an sich selbst und an ein neues System um so höhere Anforderungen zu stellen, je mehr sie sich von dem Werthe, der Tiefe des alten, das ersetzt werden soll, durchdrängen? während diejenigen, welche das alte für auch in seiner Art schlecht halten und erklären, immer desto Schlechteres statt seiner hinnehmen werden, je neuer es sein wird. Und ist diess nicht auch heute die sehr verbreitete Neigung?

In einem Briefe aus dem Jahre 1777 spricht er sich ähnlich aus: »Im Grunde ist es allerdings wahr, dass es mir bei meinen theologischen — wie Du es nennen willst — Neckereien oder Stänkereien mehr um den gesunden Menschenverstand, als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe, im Grunde« (d. h. wo die Goeze und Menzel sie nicht zum Vorwande nehmen und unkenntlich machen) »tolerante, Theologie der neuern, im Grunde intoleranten, vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstand offenbar streitet und diese ihn lieber bestechen möchte.«

Hiermit behauptet Lessing die Unabhängigkeit des Christenthums von kirchlich dogmatischen alten und von

halbtheologischen, halbphilosophischen, und daher weder wahrhaft theologischen, noch wahrhaft philosophischen, neuen Systemen, hiermit spricht er aus, dass es in seinen Augen den gesunden Menschenverstand, welcher von einem richtigen und gesunden Gefühl untrennbar ist, für sich, dass es in dem gesunden Menschenverstand des denkenden und dem frommen Gefühle des ohne Klügelei gläubigen Christen seine besten Stützen besitze. »Ich habe«, sagt er, »noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wussten«, und »den Theologen«, denjenigen Theologen, die er achtete, gibt er in demselben Jahre ein Zeugniß, welches ein schönes, vielleicht nur scheinbar getäushtes, Vertrauen und zugleich eine Wahrheit aussprach. »Dass die Theologen«, sagt er, »zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihretwegen schreiben was man will. Nicht das was man ihnen nimmt, sondern das was man an dessen Stelle setzen will bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren, eben so gut dazu als neue.«

Diese Worte, aus einem Briefe an seinen Bruder vom 25. Mai 1777, enthalten in ihrem Schlusssatz eine Bitterkeit, dergleichen Lessing in dem Unmuth der mit den körperlichen Leiden seiner letzten Lebensjahre zusammenhing entschlüpfen konnten. Sie schmeichelte wenigstens auch dem Bruder nicht, welcher den »neuen« Unwahrheiten viel näher stand, als den »alten«; im übrigen erklärt sich ihr Inhalt nach unsrer vorausgegangenen Untersuchung von selbst; wenn nicht etwa Hr. Menzel wieder will, dass unter »den alten Unwahrheiten« das Christenthum selbst verstanden werden soll.

Alles was dieser noch ausser dem Angeführten über die

Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente und den dadurch erregten Streit zu sagen weiss beschränkt sich auf ein Bedauern über die lieblose Behandlung, welche sein jetziger Geistesverwandter Goeze, dessen Namen er aber nicht einmal richtig schreibt, bei der Gelegenheit erfahren habe: »Als der Hamburger Hauptpastor Götze in frommem Eifer das wirklich höchst schädliche Buch verdammt habe sei Lessing mit einem Witz und Spott über ihn hergefallen, dem die ganze damalige gebildete Welt Beifall zugejauchzt habe.«

Um Goeze's, der zuerst, und ohne allen Witz nur weil ihm aller Witz fehlte, über Lessing, nicht bloss über die von diesem herausgegebenen Fragmente, hergefallen war, um Goeze's »frommen Eifers« willen hält Hr. Menzel ihm natürlich alles zu gute, oder rechnet es ihm gar als Verdienst an, wodurch derselbe den Witz und Spott Lessing's verdient hatte; und aus den Anti-Goezen hat er sich, scheint's, nur den Witz und Spott, nicht aber den Witz und Ernst gemerkt: er hätte sonst nicht die geschichtlich unrichtige Bemerkung machen können, dass Lessing in seinem Streite mit Goeze die ganze damalige gebildete Welt auf seiner Seite gehabt, welche ihn gerade bei dieser Gelegenheit zum kleinsten Theile verstand *), wie ihn auch noch die heutige gebildete Welt zum kleinsten Theile darin versteht.

Auch im Nathan von Lessing erkennt Hr. Menzel nur einen schlechten Spass des letztern. Er sagt: »Lessing ging in seiner Verirrung so weit, um seinen Leibjuden zu rächen, denselben als das vollkommenste Ideal der Humanität hin-

*) Vgl. »Lessing und Goeze u. s. w.« in dem 3. Abschnitt: »Ueber Goeze's und Lessing's Stellung zur Orthodoxie und Aufklärung«, und »Ueber Echtheit und Werth der u. s. w. Briefe von und an Elise Reimarus«, S. 39 — 41.

zustellen. Er schrieb nämlich das Schauspiel *Nathan* mit der bestimmten Absicht, seinen Juden über alle Christen zu stellen«; und nicht nur über alle Christen, sondern sogar über Christus selbst, denn »das Frevelhafte des Stückes«, meint Hr. Menzel, »liege darin, dass Lessing dem gleichfalls im jüdischen Stamme geborenen, aber von ihm als Messias verworfenen Christus ein neues viel höheres Ideal, an das er allein glaube, in seinem graziös frisirten Nathan entgegensetze«, oder, wie Hr. Menzel an einem andern Orte seines Buches wiederholt, in »dem Juden Mendelssohn, den Lessing so lächerlich zum Ideal hinaufgeschraubt hatte.« Das klingt ganz anders als was Hr. Menzel im Jahre 1836 drucken liess, wo er das Schauspiel *Nathan* als »den Lichtpunkt der im achtzehnten Jahrhundert herrschend gewordenen Humanität«, als ein »Meisterwerk, in welchem der tiefste Verstand mit der edelsten Gesinnung gepaart ist«, als ein »unsterbliches Gedicht der mildesten, ja, ich möchte sagen, süssesten Weisheit« pries und ausserdem sagte: »Der edle Jude Mendelssohn, Lessing's Freund, war einer der feinsten und weisesten Moralphilosophen und Erziehungsseelenlehrer, würdig das Vorbild zum Nathan gewesen zu sein; auch er litt durch die Rohheit der Christen.« Doch Hr. Menzel hat ja seine frühere Meinung gegen eine neue vertauscht, und wir werden ihm auch hier den Gefallen thun, die letztere, zu der er sich in seinem gereiftesten Alter bekennt, allein und ohne Rückblick auf die frühere zu prüfen.

Seine gegenwärtige Behauptung, Lessing habe in der Person des Nathan seinen Freund oder, wie Hr. Menzel mit dem Witz der Rohheit sagt, »seinen Leibjuden« Moses Mendelssohn darstellen wollen, ist nicht neu, aber das richtigste wodurch man sie je bewies war dass Moses Mendelssohn gleich Nathan Schachspieler gewesen sei. Schach spielen im Stück aber auch Al-Hafi, Saladin und Sittah, und Guhrauer, welcher der nicht weniger sonderbaren Ansicht ist,

»Nathan sei Lessing selbst, nicht, wie man immer sage, sein jüdischer Freund Mendelssohn«^{*)}), hätte diess zwar nicht dadurch, dass Lessing auch Jude, aber ebenfalls durch den Umstand beweisen können, dass er auch Schachspieler war. Dagegen ist, dass es »die bestimmte«, was doch wohl heissen soll, die ausgesprochene, »Absicht« Lessing's gewesen, Moses Mendelssohn als Nathan zu feiern, eine That, deren Verdienst Hrn. Menzel ganz allein angehört, und für welche es ihm unmöglich sein würde aus Lessing's Schriften und Briefen auch nur den Schein eines Beweises beizubringen, selbst wenn dieser nicht ausdrücklich gesagt hätte, woher er den Juden im Nathan genommen.

Der Grund aus welchem Hr. Menzel den Nathan gleichwie die Anti-Goezen schmähen muss ergibt sich schon aus Lessing's bekanntem Worte in einem Briefe an seinen Bruder, »gewiss den Theologen einen ärgern Possen damit spielen zu wollen, als noch mit zehn Fragmenten.« Wenn Hr. Menzel aber wenigstens mit etwas Witz und Geist zu schmähen wüsste! Er fährt fort: »Aber der Grundgedanke ist scandalös. Ein Jude nämlich« (horribile dictu!) »wird hier als der edelste aller Menschen dargestellt, gegen den alle Christen, Mahomedaner, Ritter und Priester im Schatten stehen, im tiefsten Spott aber der christliche Priester.«

Erst liess Hr. Menzel Lessing »seinen Leibjuden« bloss »über alle Christen«, jetzt lässt er ihn denselben auch über alle die armen Mahomedaner stellen, mit denen Lessing doch nie in Berührung gekommen war, die ihm doch nie, wie Goeze und Genossen, Verdruss gemacht, nie etwas zu Leide gethan hatten; und wir müssten ihn für einen von jüdischem Weltschmerz und Welthass besessenen Feind des

^{*)} In seiner Fortsetzung des Danzel'schen Werkes 2, b, S. 207.

ganzen Menschengeschlechtes erklären, widerspräche dem nicht die Menschen- und Nächstenliebe seines Juden im Nathan.

Aber an dieser nimmt ja eben Hr. Menzel den Anstoss! Würde er sich doch beruhigt und zufrieden gegeben haben, hätte Lessing auch nur einen Muselmann zum Haupthelden des Stückes gemacht. Warum aber gerade einen Juden, da die Juden Hrn. Menzel nun einmal durch und durch verhasst und zuwider und »Jude« ein stehendes Schimpfwort in seinem Buche?

Wir haben nun zwar an dem was Hr. Menzel den »Grundgedanken« des Stückes und »scandalös« nennt so wenig Anstoss genommen, dass wir im Gegentheil glauben, Lessing musste thun was er that: seinen Helden aus der verhasstesten, unbeliebtsten und verkanntesten der drei Religionsgenossenschaften nehmen. Als Christ konnte und durfte er nicht einmal anders, da ihm Christus selbst mit dem barmherzigen Samariter vorangegangen war und das Beispiel gegeben hatte, welches einen Menzel ärgert. Und wollte denn Jesus, indem er die Juden durch den Samariter strafte und beschämte, jene darum weniger für das alte auserwählte Volk Gottes gehalten wissen, erklärte er darum weniger, »dass er nicht gesandt sei denn nur zu den verlornen Schafen Israel«, mit andern Worten, dass er nur als Jude der Christ sei?

»Im tiefsten Spott aber stehe«, drückt sich Hr. Menzel aus, »der christliche Priester.« Wie bei Christus der jüdische Priester und der Levit! Und »verspottet« Christus diese etwa um ihres Stammes und Standes willen, oder setzt er sie nicht vielmehr nur um ihrer Handlungsweise willen dem Samariter nach? So kommt es auch bei Lessing's Dichtung nur darauf an, dass die Handlungsweise des Patriarchen dem Spott, den sie erfährt, entspricht.

Ebenso ist unrichtig was Hr. Menzel über das Verhält-

niss der übrigen Personen des Stückes zu der Hauptperson sagt. Nathan selbst erscheint wohl weiser, d. h. klüger und erfahrener, nicht aber besser als »alle Christen, Mahomedaner, Ritter und Priester«, sondern, um bei den Christen, die Hr. Menzel so verkürzt erblickt, stehen zu bleiben, so stehen ihm der Klosterbruder, der Tempelherr, selbst Daja an Herzensgüte und Edelmuth nicht nach.

Wie wenig aber ein gewissenloser Buchmacher auch im Stande sein mag, einem Lessing nachzugehen und den Nathan zu verstehen, so hat Hr. Menzel doch sogar seinem Publikum gegenüber — und ohne dass er sein Publikum hätte wäre eine solche Schriftstellerei eine Unmöglichkeit — das Bedürfniss gefühlt, seiner Anschuldigung wieder durch einen seiner gewöhnlichen — Kunstgriffe zu Hülfe zu kommen. Er fährt nämlich fort: »Und um noch deutlicher zu machen was er will flicht Lessing die alte, längst vor ihm bekannte, Fabel von dem Ringe ein, welcher verloren ging, für den aber die Erben drei unechte Ringe erhielten; worauf jeder den seinen für echt hielt. Das heisst: keine Religion ist die wahre.«

Aber dieser Kunstgriff ist nicht weniger plump und sinnlos, als die Kritik, welche dadurch gestützt werden soll. Wie konnte, wenn der echte Ring verloren ging und die drei Erben jeder einen unechten Ring erhielten, jeder den seinen für echt halten? So wird sich fragen, wer »die alte, längst vor Lessing bekannte, Fabel von dem Ringe, der verloren ging u. s. w.« kennt. Oder sollten wir Hrn. Menzel auch einmal unrecht thun, sollte »die alte längst bekannte Fabel« nur ihm selbst unbekannt geblieben sein? Dann erklärte sich's auch, warum er Lessing einen »Leibjuden« zulegte. Nämlich daraus, dass er gar nicht wusste, dass Lessing zugleich mit »der Fabel von dem Ringe u. s. w.« auch »die Fabel« von dem Juden, der jene dem Saladin vortrug, fertig vorfand. Lessing schreibt im August 1778

seinem mehr genannten Bruder, indem er ihm die »Ankündigung des Nathan« zuschickt: »Ich möchte zwar nicht gern, dass der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stückes allzufrüh bekannt würde, aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlägt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I. Novella III. etc.« *) In dieser »dritten Geschichte« des »ersten Tages« des Decameron heisst der Jude, welchen Lessing Nathan umnannte, Melchisedek (Melchisedech Giudeo) dessen Verhältniss zu Saladin, dessen Erzählung von den drei Ringen Lessing benutzt hat; und in »der alten längst vor ihm bekannten Fabel« sind, was jeder weiss der Lessing's Nathan nur ein einziges Mal gehört oder gelesen hat, ganz wie in diesem (3. Aufzug, 7. Auftritt) nur zwei von den drei Ringen unecht, diese aber dem echten so nachgemacht, dass sie sich äusserlich nicht von ihm unterscheiden lassen. Von einem verloren gegangenen Ringe weiss nur Hr. Menzel. Nicht »dass keine Religion die wahre«, sondern dass die Religion für welche Männer wie Goeze und Menzel mit Waffen wie man sie an beiden kennt einstehen von der wahren, der christlichen Religion weit entfernt sei, sollte durch den Nathan, d. h. durch das Gedicht dieses Namens, anschaulich gemacht werden. Aber unter der wahren, durch den echten von den drei Steinen vorgestellten, Religion verstand der Dichter keine andere als die wahre christliche. Wie die jüdische Religion der christlichen vorausging, so war es auch Lessing's sehr bestimmte Ueberzeugung, dass sie, mit Beseitigung ihres Particularismus, von dieser in sich aufgenommen, durch diese vollendet oder, nach dem Ausdruck Christi, »erfüllt« sei. In solchem Sinn spricht er sich wiederholt aus. Zu den schon früher angeführten Stellen, welche das zeigen, fügen wir die folgende hinzu, wo er zu-

*) Aehnlich in einem Briefe an Herder im Jan. 1779.

gleich eine bemerkenswerthe Vorliebe für das Evangelium Johannis ausspricht, und deren Schlussworte dem heutigen Lichtfreundthum schroff entgegenstehen. Die Stelle lautet: »Sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Sekte wieder einschlafen und verschwinden, sollte es unter den Heiden als besondere, unabhängige Religion bekleiben: so musste Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben. Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz, nur seinem Evangelium haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion in dieser Consistenz, aller Anfälle ungeachtet, noch fort dauert und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen gibt, die eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben: das ist, ewig.«

Hätte Lessing »die alte längst vor ihm bekannte Fabel« nur so wie sie vorlag benutzt und wiedergegeben, dann könnten die ihm gemachten Vorwürfe vielleicht begründet sein. Aber wie vortrefflich hat er dieselbe zu gebrauchen und, wenn auch vielleicht nach Quellen aus denen schon Boccaccio schöpfte, zu erweitern gewusst!

Die Erzählung von den drei Ringen in Lessing's Nathan zeichnet sich nämlich, neben kleineren Abänderungen und Zusätzen, durch zwei bedeutungsvolle Züge aus, welche ihr bei Boccaccio fehlen und, weil seine Novelle sich ganz allein um den Handel zwischen Saladin und Melchisedek, dem Sarazenen und dem Juden, ohne alle Einmischung und Zuziehung von Christen, dreht, fehlen konnten und mussten. Der eine dieser Züge ist, dass dem einen der drei Steine ein »unschätzbarer Werth« und »die geheime Kraft« zugeschrieben wird, »vor Gott und Menschen angenehm zu machen; wer in dieser Zuversicht ihn trug.« Der zweite bedeutungsvolle Zug, durch welchen Lessing die alte Fabel nach den Zwecken seines Gedichtes bereicherte, ist der

Richter, der Auftritt zwischen ihm und den Brüdern und sein Spruch. Dieser Richter ist der wahre Weise im Lessing'schen Drama, in welchem Nathan oder, nach Hrn. Menzel, »Lessing's Leibjude« den Beinamen des Weisen in keinem höhern Sinne erhält, als im Decameron Melchisedek, und wenn irgend etwas so hätte man diesen Zug dafür anführen können, dass Lessing in der Person Nathans seinen Freund Mendelssohn habe darstellen oder ihm »ein Denkmal«, wie man sich ausgedrückt, setzen wollen, ein Denkmal, welches denselben zwar geehrt, aber auch die Schranke angezeigt haben würde, die ihn von Lessing und dem Christenthum trennte. Dass diese Schranke Lessing je verborgen gewesen sei wird wer ihn kennt nicht annehmen wollen, während sie Mendelssohn erst gegen das Ende von Lessing's Leben, und noch mehr erst nach Lessing's Tode einigermaßen, aber ohne dass er es Wort haben wollte, ohne dass es ihn gefördert hätte, zum Bewusstsein kam. Nathan in dem Lessing'schen Stück weiss, denn er erzählt es selbst, d. h. der Dichter lässt es ihn erzählen, dass einer von den drei Ringen wirklich der echte, »von unschätzbarem Werth« und »der geheimen Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen«, die andern beiden aber unecht, weil bloss künstlich nachgemacht, und ohne jenen Vorzug des erstern waren. Das lässt aber der Dichter bei dem klugen Nathan keine ernstliche Beachtung finden, sondern ohne Eindruck an seinem Geiste vorübergehen. Der Richter dagegen erfährt den Unterschied zwischen den sich bloss äusserlich ganz gleichen Ringen, dem echten und den zwei unechten, nur durch die vor ihm streitenden Brüder, deren jeder sich des Besitzes des echten rühmt. Er muss es für möglich halten, dass unter den drei Ringen der behauptete echte gar nicht vorhanden sei, weil er sehen müsse, dass die von demselben gerühmte Kraft ihre Wirkung an keinem der Brüder offenbare; er hält es aber nicht für gewiss;

denn die Schuld brauchte nicht nothwendig am Ringe zu liegen, der seine geheime Kraft nur dann bewähren sollte, wenn jemand »in solcher Zuversicht ihn trug«, an jene Kraft glaubte, und nach diesem Glauben handelte. Darum fordert er sie auf, jeder möge, wenn er es ohne Falsch könne, seinen Ring für den echten halten, in dieser Meinung sich bestreben, Gott und Menschen wohlgefällig zu leben, und die Entscheidung, welche er selbst zu geben ausser Stande, von der Zeit und einem spätern und weisern Richter erwarten, vor dessen Stuhle sich ihre Kindes - Kindeskinde in ferner Zukunft einfinden sollten. In diesem Spruch des weisen Richters liegt denn auch der Kern des Possens, durch welchen sich der christliche Dichter mehr als er es durch noch zehn Fragmente vermöchte, und edler für die Angriffe die er von den Theologen erfahren hatte rächen wollte. Diesem Possen liegt das Thema zu Grunde: »Es werden nicht alle die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel«; dieser Possen ist eine Satyre auf jene »Schriftgelehrten und Pharisäer«, über welche Christus sein »Wehe euch« ausrief, zu denen er sagte: »von aussen scheint ihr vor den Menschen fromm, aber inwendig seid ihr voller Heuchelei und Untugend.«

Dass Lessing nicht auf den Verfall des Christenthums ausging, nicht an der Zukunft und Fortdauer des Christenthums verzweifelte, dessen zum Beweise wollen wir noch folgende gegen und an Goeze gerichtete Worte anführen, deren Schluss an die Schlussworte des Richters im Nathan erinnert: »Sie würden« (Goeze hatte so von sich gesagt) »vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewussten Fragmente den geringsten Antheil hätten. Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten desswegen, dass ich gethan habe was ver-

ständige Christen jetzt wünschen dass es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Constantinopel mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge versteht, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin. Und ich hoffe ja nicht, Ehrwürdiger Mann, dass Sie sagen werden: »»jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, dass ihre Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden; aber wozu der neueren ihre aufbewahren, die nach siebenzehnhundert Jahren doch nichts neues sagen könnten?«« Wer weiss das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unsern Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meinung, dass Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, dass in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zwei tausend Jahre nach Christi Geburt der Welt eben so wichtig sein werden, als uns jetzt die Schriftsteller der ersten zwei hundert Jahre sind.«

Auch der Richter im Nathan gibt dem Christenthum eine lange grosse Dauer und Frist sich weiter in der Welt zu entwickeln und zu bewähren:

... Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei Euern Kindes-Kindeskindern äussern,
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weiserer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Berichtigung.

Seite 24, Zeile 6 von oben lies 1783 statt 1784.

Seite 24, Zeile 8 von oben lies 1784 statt 1783.

Verlag von EDUARD BESOLD in Erlangen.

Baader, Franz von, die Weltalter. Lichtstrahlen aus Baader's Werken von Dr. Franz Hoffmann. 1868. 8. geh.
3 fl. 30 kr. rhn. oder 2 Thlr.

Denkschrift, die, des evang. Oberkirchenraths betr. die gegenwärtige Lage der evang. Landeskirche Preussens beleuchtet von einem lutherischen Theologen. 1867. gr. 8. geh.
24 kr. rhn. oder 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Ecce Homo. Eine Darstellung von Jesu Christi Leben und Werk. Nach der sechsten Auflage des englischen Originals. 1867. 8. geh.
2 fl. 20 kr. rhn. oder 1 Thlr. 10 Ngr.

Fischer, Dr. Karl Philipp, zur hundertjährigen Geburtsfeier Franz von Baader's. 1865. 8. geh.
40 kr. rhn. oder 12 Ngr.

Gymnasialwesen, das bairische, einst und jetzt. Eine Erinnerung an Döderlein, von einem ehemaligen Schüler desselben. 1869. 8. geh. 36 fr. oder 10 Ngr.

Jung, Alexander, über Franz von Baader's Dogmatik als Reform der Societätswissenschaft und der gesellschaftlichen Zustände. 1867. 8. geh.
36 kr. rhn. oder 10 Ngr.

Laboulaye, Eduard, Paris in Amerika. Nach der 20. Auflage des französischen Originals von Dr. jur. Hermann Pemsel. 2. Auflage. Mit einem Vorwort Ed. Laboulaye's. 1868. 8. geh.
1 fl. 48 kr. rhein. oder 1 Thlr.

Menzel, Dr. Karl, Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz. 1868. 8. geh.
1 fl. 45 kr. rhn. oder 1 Thlr.

Paläorama. Oceanisch-amerikanische Untersuchungen und Aufklärungen. Mit wesentlicher Berücksichtigung der biblischen Urgeschichten. Aus dem Nachlasse eines amerikanischen Alterthumsforschers. gr. 8. geh. VI. 530 S.
Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.

Schröder, Dr. Carl, Van deme holte des hilligen Cruzes. Mittelniederdeutsches Gedicht mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch. 1 fl. 12 kr. oder 20 Ngr.

Boden, August,

Vertheidigung deutscher Klassiker gegen neuere Angriffe Ein Beitrag zur
Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts

Erlangen 1869

H.lit.p. 61 rf

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10731559-7